MASTER NEGATIVE
NO. 93-81568-2

MICROFILMED 1993

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES/NEW YORK

as part of the
"Foundations of Western Civilization Preservation Project"

Funded by the
NATIONAL ENDOWMENT FOR THE HUMANITIES

Reproductions may not be made without permission from
Columbia University Library

COPYRIGHT STATEMENT

The copyright law of the United States - Title 17, United States Code - concerns the making of photocopies or other reproductions of copyrighted material.

Under certain conditions specified in the law, libraries and archives are authorized to furnish a photocopy or other reproduction. One of these specified conditions is that the photocopy or other reproduction is not to be "used for any purpose other than private study, scholarship, or research." If a user makes a request for, or later uses, a photocopy or reproduction for purposes in excess of "fair use," that user may be liable for copyright infringement.

This institution reserves the right to refuse to accept a copy order if, in its judgement, fulfillment of the order would involve violation of the copyright law.

AUTHOR:

NIEBERGALL, FRIEDRICH

TITLE:

PERSON UND PERSONLICHKEIT

PLACE:

LEIPZIG

DATE:

1911

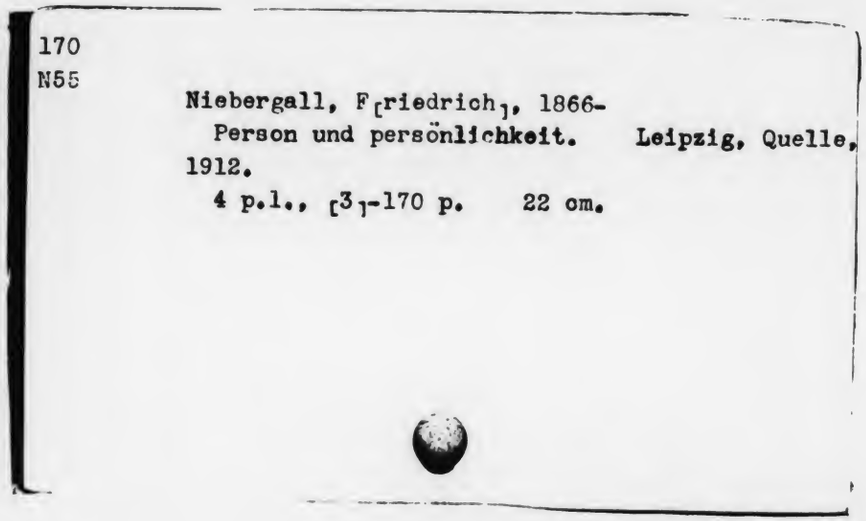
Master Negative #

93-81568-2

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES
PRESERVATION DEPARTMENT

BIBLIOGRAPHIC MICROFORM TARGET

Original Material as Filmed - Existing Bibliographic Record



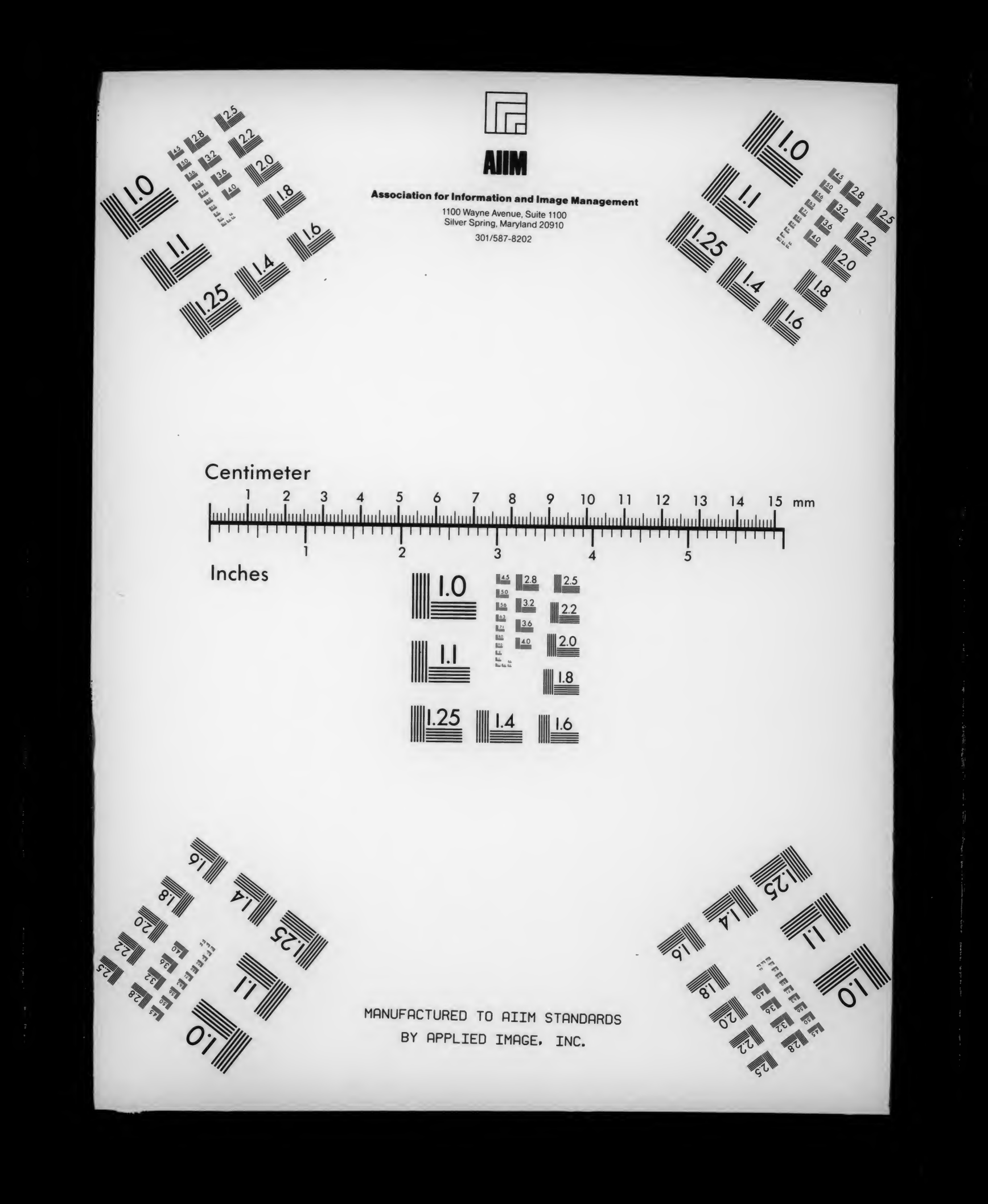
170
N55

Niebergall, F[riedrich], 1866-
Person und persönlichkeit. Leipzig, Quelle, 1912.
4 p.l., [3]-170 p. 22 cm.

Restrictions on Use:

TECHNICAL MICROFORM DATA

FILM SIZE: 35 REDUCTION RATIO: 1/x
IMAGE PLACEMENT: IA (IIA) IB IIB
DATE FILMED: 7 12 93 INITIALS SS
FILMED BY: Research Publications Inc


AIIM
Association for Information and Image Management
1100 Wayne Avenue, Suite 1100
Silver Spring, Maryland 20910
301/587-8202
Centimeter
Inches
MANUFACTURED TO AIIM STANDARDS
BY APPLIED IMAGE, INC.

F. Niebergall

Person und Persönlichkeit

COLUMBIA UNIVERSITY
170 N55

Person und Persönlichkeit

von

D. F. Niebergall
Professor an der Universität Heidelberg

1911
Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig

150

President's Office G.
8-2-12
Copyright 1911 by
Quelle & Meyer, Leipzig.

170
N55

Druck der Spamerschen Buchdruckerei in Leipzig.

Vorwort

Es hängt mit dem häufigen Gebrauch des Wortes Persönlichkeit in der Gegenwart zusammen, wenn es sein scharfes Gepräge verloren hat. Die vorliegende Arbeit will ihm seine Bedeutung als eines Edelwortes im Unterschied von seinem geringern Verwandten, dem Worte Person, wieder zu erwerben suchen. Persönlichkeiten bezeichnen allein ein hohes Lebensideal, zu dem alle Personen verpflichtet sind. — Das Verhältnis beider Begriffe soll nicht nur mit Hilfe des Sprachgebrauchs geklärt, sondern durch eine Reihe der wichtigsten Lebensgebiete verfolgt werden, wobei sich herausstellt, daß in ihm der Schlüssel zum Verständnis und zur Lösung vieler Fragen zu finden ist, die uns auf diesen Gebieten zu schaffen machen.

Heidelberg, September 1911

Friedrich Niebergall

Inhaltsverzeichnis

	Seite
Wesen und Werden	1
Eigenart und Eigenrecht, Selbständigkeit und Geistigkeit	3
Charakter	32
Persönlichkeit	38
Eigenbrödler und andre Scheinpersönlichkeiten	59
Persönlichkeit und Glaube	63
Wachsen und Wirken	71
Das eigne Ich	73
Persönlichkeit und Gemeinschaft	81
Die Persönlichkeit und die andern Menschen	90
Die Alkoholfrage	99
Das sexuelle Gebiet	106
Die Höflichkeit	111
Die Person und die Sachen	113
Die Ehe	119
Die Erziehung	127
Die Religion	138
Die soziale Frage	151
Politik	161
Kunst und Dichtung	163
Schluß	168
Sachregisterverzeichnis	169

Verwandte Bücher und Schriften:

Ethik von Max Wentscher. Leipzig 1905.

Die Blätter für persönliches Leben von Johannes Müller, sowie seine Bausteine für persönliche Kultur. Beck, München.

Das Problem der Persönlichkeit und des Übermenschen von Franz Sawicki. Paderborn 1909.

Aufsätze in Evangelisch-Sozial 1910-1911 über Ehe und freie Liebe von E. von Rhoden.

Alkoholismus und Seelsorge von H. Bader in Neue Wege 1911.

Wesen und Werden

Eigenart und Eigenrecht

Selbständigkeit und Geistigkeit

Wir wollen mit mehreren Gruppen von Beispielen beginnen, die dem alltäglichen Leben entnommen sind. An ihnen wollen wir unsere Empfindungen klären, um dann zu bestimmten Erkenntnissen aufzusteigen, wie sie in unsrer Aufgabe liegen.

Man wird eingeladen, aber nicht in das Haus des Gastgebers, um dort in seinen Räumen in einer Weise, wie sie seiner häuslichen Art entspricht, ein paar Stunden zuzubringen. Sondern man wird in ein Hotel geladen. Dort trifft man über hundert Menschen, die sich untereinander nicht kennen. Man bekommt Hotelkost, schwirrt ein paar Stunden durcheinander und geht wieder heim. Wer feiner empfindet, fühlt irgend etwas in sich verletzt. Man gibt dem Ausdruck, indem man von Abfüttern spricht. Dieses Wort ist aber von dem Stall und dem Käfig hergenommen. Was ist es aber, das sich in uns verletzt fühlt?

Es erhielt einmal jemand unter den Beileidsbezeugungen, die die Antwort auf eine Todesanzeige waren, eine Visitenkarte, die den mit einem Gummistempel hergestellten Vermerk trug: „Herzliches Beileid." Das ist nicht nur verletzend, das ist beinahe empörend. Aber was ist es, was daran das Gefühl so verletzt und empört?

Man kommt in ein Haus, um jemand zum Geburtstag zu gratulieren. Man wird mit der Bemerkung empfangen: „Ei, wie schön, daß du auch kommst; du bist schon der vierzehnte Gratulant für heute Morgen!" Man fühlt sich bei dieser Bemerkung etwas unbehaglich, obwohl sie ja doch gar nichts

31

Verfängliches zu enthalten scheint. Was ist es denn, was daran verletzt?

Oder es sagt jemand zu einem seiner Bekannten: „Ihr Schneider, ihr Professoren, ihr Schwaben!“ Er hat kein Arg dabei, meint es vielleicht noch gar anerkennend; und doch ist irgend etwas dabei, was dem Angeredeten, wenn er feinfühlig ist, nicht ganz zusagt. Was ist das aber?

In all diesen Fällen ist dies das Verletzende. Man wird als Masse behandelt, man wird nicht als einzelner angesehen und berücksichtigt. Gegen diese verschiedenen Arten der Behandlung sträubt sich das in uns, was in uns Ich sagt. Wir fühlen oder wissen uns als eine Einzelheit, oder wie es mit dem bekanntern, aber schrecklichen Fremdwort heißt, als ein Individuum. Die Massenabfütterung, der Gummistempel, der Empfang durch das Geburtstagskind, die Einreihung in die Schwaben oder die Professoren ist darum so verletzend, weil wir dabei in der Masse abgemacht werden, ohne daß man an unser eigenes Empfinden und unsre eignen Bedürfnisse denkt. Wir verschwinden in der Masse, und das ist es, was uns verletzt.

Eine andere Gruppe von Beispielen zeigt uns dieselbe Sache von einer etwas andern Seite.

Wer einmal Empfänge mitgemacht hat, weiß, wie es dabei zugeht. Es werden an die meisten dieselben Redensarten gerichtet. So hatte ein hoher Herr die Gewohnheit, Veteranen nach ihrem „alten Leiden“ zu fragen. Damit traf er immer einen Punkt, der die Angeredeten nicht nur zum Reden brachte, sondern auch erfreute; denn sie meinten, daß der hohe Herr so genau mit ihren Verhältnissen bekannt sei. Dabei geriet er aber einmal an einen Veteranen, der auf die Frage des hohen Herrn nach seinem alten Leiden mit fröhlichem Munde

antwortete: „Ich habe ja gar keines.“ Der hohe Herr machte gute Miene zum bösen Spiel und unterließ von da an seine Frage. So schmeichelhaft diese Erkundigung im Augenblick gewesen sein mag, es mußte doch verletzen, wenn man merkte, daß sie alle so gefragt wurden. Was fühlte sich denn in einem solchen Fall verletzt?

Und warum behagt es einem feinern Empfinden nicht, wenn man in einem Gasthof Nr. 23 ist und immer mit dem Wort „Herre —“ angeredet wird, als ob der Anredende unsern Namen wüßte, während er ihn doch nicht weiß? Wie ganz anders ist es doch daheim, wo wir unser Zimmer und unsre Bequemlichkeit haben, wo alles auf uns eingerichtet ist und wo man uns mit unserm Vornamen oder einem eigens auf uns passenden Namen anspricht? Überhaupt, was ist es mit dem Namen, dem Vor- und Zunamen?

Verletzt fühlt man sich in den eben angeführten Fällen, weil man nach einer bestimmten Schablone behandelt wird. Unsre Eigenart wird übersehn; und gerade der Versuch, so zu tun, als nähme man auf sie Rücksicht, macht einem den Mangel doppelt fühlbar; denn es ist ja doch schablonisierte Behandlung einer Eigenart, die man voraussetzt, aber gar nicht kennt und beachtet. Und der Name — der Zuname hebt uns mit unsrer Familie aus der Masse der Menschen, und der Vorname hebt mich aus meiner Familie heraus. Oder mit den Familiennamen tritt man aus einer Anzahl von Gleichen, etwa einem Stande oder einer Berufsgemeinschaft heraus, die mit dem Titel angeredet werden. Es ist bezeichnend, daß gegenwärtig in vielen Kreisen die Anrede mit dem Titel durch die mit dem Familiennamen verdrängt wird. Hebt man doch auch Tiere, nämlich die Haustiere, mit einem Namen aus der Masse der andern Tiere heraus.

So fühlt man sich verletzt, wenn man zur Masse geworfen und nach der Schablone behandelt wird, wo man meint, etwas anderes beanspruchen zu können. Man möchte als einzelner und man möchte in seiner Eigenart gekannt und berücksichtigt sein.

Und noch ein paar Beispiele.

Eine Frau bekommt auf einmal das klare Bewußtsein dafür, daß ihr Mann sie um ihres Geldes oder um der Konnexionen willen geheiratet hat. Sie fühlt sich aufs tiefste verletzt, wenn sie nur „etwas“ in sich hat. Was ist dieses „Etwas“, das sich in ihr verletzt fühlt? oder auch weniger schlimme Fälle: man spürt auf einmal, daß uns ein „Freund“ darum gern hat, weil er seinen Vorteil durch uns sucht, daß er uns als Spiegel seiner Eitelkeit gebraucht, daß er uns nur nötig hat, um sich einmal leer zu plaudern. Oder wenn wir unter den Menschen etwas bedeuten, dann gewahren wir, wie gern er von uns und unsern Verdiensten spricht; aber es ist uns klar, daß es ihm dabei weniger auf unsern eignen Glanz als auf den Abglanz ankommt, der von unserm Angesicht aus auf das seine fällt. Was ist es aber, was sich dabei verletzt fühlt in uns, auch wenn wir selbst so schwach sind, im ersten Augenblick etwas derartiges nicht ungern zu bemerken?

Es ist das peinliche Gefühl, als *Mittel* für selbstsüchtige und gewöhnliche Zwecke angesehen zu werden, was uns in diesen Fällen empört oder auch leise verstimmt. Wir wollen nun einmal nicht bloß als Mittel angesehen und gebraucht werden, sondern wir glauben, einen Selbstwert in uns zu haben. Und dieser Selbstwert sträubt sich dagegen, übersehen zu werden. Ebenso ist es uns, wenn wir merken, daß man auch ohne eignes Interesse bloß *Dinge* an uns schätzt. Zu diesen Dingen gehört allerlei. Es muß einer geistvollen Frau schrecklich sein,

wenn man bloß ihr schönes Antlitz oder ihr herrliches Haar schätzt. Wir finden es lächerlich, wenn jemand um seines Geldes, um seiner Wohnung, um seiner Kleidung willen geschätzt werden will. Und auch unsre Stellung, unser Wissen und unser Können sind es nicht, um deretwillen wir von unsern nächsten und liebsten Mitmenschen wollen geschätzt werden. Wir fühlen uns verletzt, wenn wir solches merken. Denn alle diese Dinge gehören eben zu den Dingen. Und es ist kein wesentlicher Unterschied in dieser Beziehung zwischen dem, was wir haben, wie etwa einer schönen Gestalt oder einem schönen Haus, und dem, was wir wissen, und dem, was wir können. Es sind das alles Dinge. Wir fühlen, daß etwas in uns ist, was viel tiefer reicht. Erst dann fühlen wir uns wirklich im innersten Gemüt befriedigt, wenn jemand herausgefunden hat, wer wir sind — natürlich nicht unserm Rang und Stand nach, sondern in unserm innersten Menschen sind. Von Liebe, die uns andere entgegenbringen, wagen wir nur dann zu sprechen, wenn sie einem gewissen Etwas in uns gilt, das wir selber kaum kennen und überhaupt gar nicht kennen dürften; nur daraus dürften wir die Ahnung schöpfen, daß auch in uns so etwas ist, daß wir selber unsre Nächsten um dieser ihrer innersten Eigenart, um ihres Selbst willen verehren und liebhaben.

Damit sind wir schon weit in die Tiefe des geistigen Lebens hineingekommen. Wir wollen an ein paar weitern Beispielen den Weg dahin fortsetzen.

Man sagt zu uns: „Du armer kranker Kerl“, oder „Du armes Nervenbündel“. Wir sind es vielleicht wirklich, wir bedauern uns sogar selbst als krank und als Nervenbündel. Aber wir hören es nicht gern von andern; es verletzt uns aufs tiefste, gerade jemehr die andern recht haben. Warum? Wir erscheinen dabei als ein Stück *Natur*, wir stehn da als solche,

die bloß passiv sind. Wenn wir es uns selbst sagen, dann sind wir dabei doch selbst tätig. Ein Etwas ist in uns, das diese Tatsache erkennt und feststellt. Aber es von andern zu hören, hat etwas an sich, was uns tief niederdrückt. Wir wollen nicht Natur sein oder auch nur als Natur erscheinen. Wir wollen Ich sagen und als frei oder gar als Herrscher über die Natur, wenn auch nur im bescheidensten Maße dastehn. Wer für seine Seele theoretisch die völlige Abhängigkeit von der Natur zugesteht, hat immer gegen eine starke Stimme zu kämpfen, die sich diese Betrachtung verbitten möchte, wenn sie von andern ausgeübt wird. Und es ist bekannt, daß solche Leute andre gerade dann nicht bloß als solche Naturprodukte und Maschinen behandeln, wenn diese ihre eigne Würde und ihren Vorteil angreifen und verletzen.

Wen empört es ferner nicht, wenn er bloß als eine Ernährungs- und Fortpflanzungsmaschine angesehen oder gar behandelt wird? Warum zeigen wir uns nicht gern, wenn wir tun, was unser Körper verlangt, warum essen wir sogar z. B. nicht immer gern vor Leuten, mit denen wir nicht bekannt sind? Mancher badet sogar nicht gern in der Öffentlichkeit, auch wo es nur Angehörige seines Geschlechts gibt. Wer zeigt sich gern krank? Warum wird alles, was mit Geburt und Sterben zusammenhängt, unter uns Kulturvölkern verdeckt? Es ist die Scham im weitesten Sinne des Wortes. Sie bezieht sich auf alles, was den Körper angeht. Sie verdeckt alles, was zum animalischen Wesen in uns gehört. Wir wollen eben mehr sein als ein Tier. Wir machen den Anspruch, Geist und göttlichen Geschlechts zu sein. Das ist auch der tiefste Grund aller Askese; sie will das Geistige im Menschen schützen und hochhalten. Dieser Geist will als das Höchste und Stärkste in uns gelten. Nebenbei: zeigen wir nicht bloß die Teile des Körpers, die

am meisten geeignet sind, unsre geistige Eigenart zum Ausdruck zu bringen?

Wir gehen auf dem Wege, die natürliche Grundlage unsres Wesens zu untersuchen, noch einen Schritt weiter. Wir kennen einen Menschen, der immer genau dieselbe Antwort gibt, wenn wir ihm dieselbe Frage vorlegen. Wir tun das des öftern; warum? Es macht uns Spaß; denn es ist so komisch, wenn ein Mann auf eine bestimmte Einwirkung immer in der gleichen Weise antwortet, als ob er eine Maschine wäre. Hier haben wir eine Hauptwurzel des Komischen; sie liegt in dem Widerspruch; es ist einer ein Mensch und benimmt sich wie eine Maschine; oder gar: es ist einer eine Maschine und macht doch den Anspruch, ein Mensch zu sein. Wenn aber die Maschine dahinter kommt, daß wir unsern Mutwillen treiben, dann wird sie böse. Das ist ein Beweis, daß die Maschine keine Maschine ist, sondern mehr sein will. Einer, der berufsmäßig psychologische Versuche und Beobachtungen an Menschen macht, hat herausgefunden, daß sie sofort unangenehm werden, wenn sie merken, daß sie einem bloß Gegenstand solcher Studien waren. Es ist nicht nur das Gefühl, als Sache gebraucht worden zu sein, was sich hierin ausdrückt; es ist auch das andre Gefühl, bloß als Mechanismus zu erscheinen. Das wirkt in diesen beiden genannten Fällen; es ist die peinliche Gewißheit, dem Mechanismus des natürlichen Lebens untertan zu sein, der uns etwas raubt, was wir als unsern besten Besitz glaubten ansehen zu dürfen, nämlich das Recht, Ich zu sagen. Es ist das dieselbe unangenehme Empfindung, wie wenn jemand einen Mieter im Hause wohnen hat, der ihn aber in jeder Weise tyrannisiert und sich dessen mitunter auch noch rühmt.

Treten wir von dem geistigen auf das rein seelische und sittliche Gebiet über. Wiederum ist es eine ähnliche Verbin-

dung von zwei verschiedenen Eindrücken und Gefühlen, die sich im folgenden Fall ergibt. Wir sehen, wie jemand ganz und gar einer Leidenschaft unterworfen ist. Ist es eine unschuldige Leidenschaft, wie etwa die, zu debattieren oder Freimarken zu sammeln oder bis ins Bett hinein zu rauchen, dann wird das um so mehr komisch wirken, je mehr es sonst ein Mensch von Eindruck und Macht über andre ist. Wenn wir es ihm sagen, dann wird es ihn vielleicht etwas verstimmen, aber zumeist wird er herzlich mitlachen. Dagegen wird die Sache anders, wenn wir einem etwa sagen, daß er ganz und gar von seinem Zorn, seinem Durst oder auch seinem Begeisterungsbedürfnis abhängig sei. Ebenso wird er es nicht gerade freundlich aufnehmen, wenn wir ihn mit seiner Gutmütigkeit oder augenblicklichen Verdrießlichkeit entschuldigen. Mit solchem Entschuldigen pflegt man eben anzuklagen. Es ist immer wieder dasselbe wie in den eben berührten Fällen; man gibt einem zu verstehen, daß er abhängig ist von Kräften, die mit ihm machen, was sie wollen. Sehr richtig sagt man von einem Wütenden, er kennt sich selbst nicht mehr. Damit ist gesagt, daß es zwei Seelen oder zwei Kräfte in ihm gibt: das Subjekt er bezeichnet den Menschen, wie er einem gerade entgegentritt; das Objekt sich will ohne Zweifel irgend etwas Besseres bedeuten, was der Mensch in dem gegenwärtigen Zustand verloren und verleugnet hat. Es berührt einen jeden peinlich, wenn er als einer erscheint, der fremden Gewalten untertänig ist. Und es ist oft eine Beleidigung, einen andern als unter der Gewalt solcher fremden Mächte stehend und damit als ihnen untertänig hinzustellen. Hier hat es sich um Mächte gehandelt, die in dem Menschen selber ihr Spiel treiben, und zwar um solche, die sein geistiges und sein sittliches Leben beherrschen. Ähnlich ist es, wenn für beide Gebiete fremde Mächte in Betracht kommen, denen sich der Mensch aus irgendwelchen Gründen unterwirft. Es sind wieder dieselben Gefühle, die sich dabei geltend machen. Je nach dem Grad, in dem diese Herrschaft festzustellen ist, gehen sie in dem Beobachter von herzhafter Heiterkeit bis zur tiefsten Verachtung hinab. Und der Mensch selbst, um den es sich handelt, lächelt auch hier in leichten Fällen fröhlich mit, wenn er Humor hat, aber er wird in ernstern Fällen, oder wenn er keinen Humor hat, herzlich böse. So wirkt es komisch, wenn man zwei Freunde sieht, von denen der eine immer genau dasselbe sagt, was der andere gesagt hat. Das wird um so komischer, je mehr sich gerade der ältere von dem jüngsten beeinflussen läßt. Oder welcher Trumpf ist es, wenn man einem nachweisen kann, daß die Meinung, die er so heftig verficht, aus dem gestrigen Abendblatt stammt! Geradezu überwältigend komisch wirkt es, wenn Damen, die sich sonst gern als die Herrinnen ihrer Männer und der Gesellschaft ansehen lassen, ohne jeden Unterschied einschwenken, wie es die Mode gerade befiehlt. Dagegen entrüstet es uns mit Recht, wenn wir sehen, wie sich jemand mit seinen Ansichten schnell seiner Umgebung anzupassen weiß; mag es sich dabei um die schnelle Verengländerung von eingewanderten Deutschen oder um die aristokratischen Gebärden eines eben Nobilitierten oder um strebsame Beamtenfrömmigkeit handeln. Wir haben den Eindruck, daß hier etwas aufgegeben ist, was nicht aufgegeben werden darf, und daß etwas angenommen ist, was man nicht nehmen darf. Das war auch das bittere Empfinden, das uns die Zeit über begleitete, in der man sich mit dem Modernisteneid beschäftigen mußte. Man wurde den Eindruck nicht los, daß es viele unter den Priestern gegeben hat, die ihn nicht freiwillig, sondern gezwungen geleistet haben. Sie sind dabei einem äußern Gesetz zu Willen gewesen und

haben etwas in sich unterdrückt, das nicht unterdrückt werden durfte. Diesen ziehen wir ohne weiteres von unserm Standpunkte aus die wenigen vor, die sich selbst behauptet und den Eid offen verweigert haben. Aber was heißt „sich selbst“? Jene haben sich selbst verleugnet: das rechnet man ihnen auf der Seite ihrer Kirche als Ehre an; diese haben sich selbst behauptet: das rechnet man ihnen auf seiten ihrer Kirche zur Sünde. Wir urteilen dagegen genau umgekehrt; wie merkwürdig ist doch das mit diesem „sich selbst“! Hier sind offenbar genaue Untersuchungen nötig, die den Sprachgebrauch zum Gegenstand haben. Zugleich muß genau bedacht werden, worin der so verschiedene Ton begründet ist, mit dem die einen und die andern dasselbe Geschehen beurteilen.

Wir haben nun eine Übersicht über mancherlei Erscheinungen des menschlichen Lebens, die sicher miteinander verwandt sind. Unter diesem Gesichtspunkt sind sie ja auch ausgesucht worden. Ohne Zweifel sind es immer starke Empfindungen oder genauer Gefühle, die in uns durch jene Erscheinungen geweckt werden. Sie reichten von einem unangenehmen Empfinden bis zur Entrüstung, und sie können von stiller Heiterkeit bis zum grimmigsten Spotte reichen. Und zwar läßt sich jede dieser beiden Stufenreihen sowohl in dem Beobachter wie in seinem „Gegenstande“ aufweisen. Wenn so starke Gefühle mit im Spiele sind, dann ist eines klar: es handelt sich um einen großen Wert. Und welches ist dieser Wert? Jeder würde es, wenn man ihn fragte und er über die geistigen Mittel verfügte, um seine Empfindungen zu fassen, jeder würde es so ausdrücken, es handelt sich um die Persönlichkeit. Man fühlt sich selber verletzt, wenn man als einer erscheint, der keine Persönlichkeit ist; und man lacht oder ärgert sich je nachdem,

wenn man sieht, daß ein Mensch entweder von andern nicht als eine Persönlichkeit behandelt wird oder sich selbst nicht als eine solche behandelt. Persönlichkeit ist also der Ausdruck für einen Wert.

Fassen wir noch einmal unsre Beobachtungen zusammen.

Wir hatten zuerst es unangenehm empfunden, wenn man uns als Masse behandelte. Natürlich werden wir dasselbe auch empfinden müssen, wenn man andere als Masse behandelt. Wir verlangen, daß ein jeder statt dessen als ein einzelner, als eine Einzelheit, mit dem Fremdwort als ein Individuum behandelt werde.

Ebenso hatten wir es übel aufgenommen, wenn man uns nach der Schablone behandelt. Wir wollen nicht nach der Schablone behandelt werden, sondern wir wünschen, daß man unsre Eigenart beachte. Dazu gehören unsre besondern Verhältnisse, unsre Bedürfnisse, unsre Gewohnheiten usw.

Noch mehr verstimmt es uns, wenn wir das Gefühl haben, daß wir andern als Mittel für ihre Zwecke gelten. Oder auch schon dies macht uns empfindlich, wenn wir andern als ein Ding erscheinen, das nur Gegenstand ist. Beidemale ist es uns durchaus zuwider, als Sache angesehen zu werden.

Ferner war es uns peinlich, wenn wir an die Naturgrundlage unsres Wesen erinnert wurden; dies mochte in dem Mechanismus unsres geistigen oder in den Trieben unsres seelischen Lebens sich zeigen. Wir hören solches nicht gern; höchstens wenn wir skeptisch und blasiert sind. Wir wollen etwas mehr sein, als Mechanismus und Materie.

Endlich paßte es uns gar nicht, wenn man uns hinstellte, als wären wir nicht Herr im eigenen Hause, als wären wir irgendwelchen äußeren Mächten verknechtet.

In all diesen Fällen möchten wir kräftig ein Wort sagen, nämlich das Wörtchen Ich. Ich bin ich und kein Glied der

Masse; ich bin ich und keine Sache; ich bin ich und kein Stück Natur; ich bin ich, und niemand hat etwas über mich zu sagen. Oder feiner sagen wir, wie schon oben bemerkt, daß in all jenen Fällen unsre Persönlichkeit nicht zur Geltung komme, oder wir fassen es auch so, daß wir frei sein möchten, frei von der Masse und der Schablone, frei von der Verwendung als Mittel und Ding, frei von unsrer Natur und von andern Menschen.

Sehen wir genauer zu, dann handelt es sich um ein doppeltes; einmal um Eigenrecht und Eigenart, und dann um Selbständigkeit und um Herrschaft. Diese Dinge bedeuten offenbar Werte für den Menschen; sonst würde ihr Mangel oder ihre Vereitelung nicht mit so starken Gefühlen bemerkt und ihre Verwirklichung nicht mit so starken Gefühlen erstrebt werden.

Offenbar ist zwischen jenen verschiedenen Bedeutungen, die das Wort Persönlichkeit hat, irgendein Unterschied. Prüfen wir einmal unser Gefühl wieder. Wie empfinden wir doch ganz verschieden in folgenden Fällen. Angenommen, es fiele ein Mensch ins Wasser. Man läuft, um ihn zu retten, man wagt sein eigenes Leben, man ist froh, wenn er gerettet ist. Dabei fragt man gar nicht danach, was für ein Mensch es war; es ist ganz einfach der Mensch als solcher, der alle hilfreichen Neigungen seiner Mitmenschen erweckt. Ebenso ist es im folgenden Fall. Wir würden es als empörend empfinden, wenn jemand, der die Kranken eines Krankenhauses zu besuchen hätte, sei es als Arzt oder gar Pfarrer, alles nach der Schablone machte und sich mit den Worten entschuldigte: „Ach, es sind ja bloß Nummern.“ Und wenn das auch ganz dumme Weiblein oder Rekruten wären, einer wie der andere

— wir empfänden es mit Empörung. Denn es ist das in uns verletzt, was uns mit jedem Menschen verbindet, einerlei, was für ein Mensch es auch sein mag. So hat jeder Mensch, wie er von der Natur in das Leben hineingestellt wird, seinen Wert. Und er hat auch bis auf weiteres seinen Wert vermöge der eignen Art, die ihm diese Natur mitgegeben hat. Die große Mutter Natur oder religiös ausgesprochen Gott, der die Menschen schafft, den einen wie den andern, aber jeden als etwas für sich, das ist es, woran wir dabei denken; Natur oder Gott, diese beiden für jeden hohen und eindrucksvollen Worte geben dem Menschen seinen Wert, dem Menschen, wie er nun gerade ist.

Aber damit verträgt sich doch sehr gut folgendes Gefühl. Wir können es nicht leugnen, wenn wir es auch nicht sagen: wenn zwei zusammen ins Wasser fallen, ein Trinker und ein Mann, der sich selbst immer frei gehalten hat von Trunk und andern Lastern, dann freuen wir uns, sobald wir hören, daß wenigstens der zweite gerettet worden ist. Ebenso ist die Trauer viel allgemeiner und tiefer, wenn jemand gestorben ist, der irgendeine leitende Stelle eingenommen hat in einem Dorf oder in einem Staat, als wenn jemand gestorben ist, der neben seinem Berufe nur vermittels seiner Zeitung an den Fragen der Öffentlichkeit teilgenommen oder es so gemacht hat, wie es die Sitte vorschreibt. In beiden zuletzt angeführten Fällen empfinden wir einen höhern Wert. Hier ist etwas, das über die Bedeutung hinausgeht, die dem Menschen seine Geburt verliehen hat. Hier kommt es darauf an, was er darüber hinaus ist. Das wollen wir einmal mit dem so vieldeutigen Wort Geist bezeichnen.

Sehen wir diesem Unterschied noch etwas nach. Fragen wir einmal nach der Art, wie wir auf beide Klassen von Fällen das Wort Verdienst oder Schuld anwenden. Wir tadeln es

und sprechen von Schuld, wenn andere einen Menschen nicht als Menschen oder nicht als Persönlichkeit ansehn und behandeln. Oder wenn sie gar, wie der Priester und der Levit im Gleichnis fragen, was für ein Mensch es sei, der da am Wege liegt. Dagegen tadeln wir den Menschen selbst, wenn er sich zum Knechte macht, mögen es nun Mächte in ihm sein, wie etwa Trunk und andre Leidenschaften, oder Mächte außer ihm, wie Mode und Zeitung und „die Leute". Hier ist doch ein ganz großer Unterschied, und dieser deckt sich, wie offenbar ist, mit dem Unterschied zwischen unsern ersten und letzten beiden Gruppen. Das eine Mal kommt das Verhältnis in Betracht, in dem der Mensch zum Menschen steht, ohne daß auf innere Beschaffenheit gesehen wird. Das andere Mal dagegen kommt es auf innere Beschaffenheiten an, nämlich darauf, wie der Mensch zu sich selber steht. Und zwar ist es das eine Mal das Verhältnis zu seinen eignen Trieben und Schwächen, die aber „Stärken" sind; denn man verhält sich zu seinen Leidenschaften leidend, indem man sie zu seinen Tyrannen werden läßt; das andere Mal ist es zwar scheinbar ein Verhältnis zu andern Menschen, von denen man sich knechten läßt; aber in Wirklichkeit ist es doch grade diese Eigenschaft der Seele selbst, vermöge deren man sich knechten läßt, die den Tadel herausfordert. Kurz, es erhebt sich so eine Stufenreihe von Werten. Der unterste ist dieser: dem Menschen als solchem, wie er aus den Händen der Natur hervorgegangen, kommt ein Wert zu, soweit die human-Christlich bestimmte Kultur gedrungen ist, einerlei, welche Haut er trägt und welch ein Geist oder welch eine Seele in dieser Haut steckt. Darüber aber steht ein höherer Wert, nämlich der geistige Eigenwert des Menschen. Dabei kommt es darauf an, was einer aus sich selbst gemacht hat oder was einer aus sich hat machen lassen, und zwar sind es die

beiden genannten Beziehungen, einmal das Verhältnis zu seiner Natur, und dann das zu den Menschen, soweit beides auf dem eignen Willen und dem eignen Können des Menschen beruht.

Wir müssen diesen Unterschied in seiner ganzen Tiefe zu empfinden wissen. Er liegt auf der Linie, die zwei Gebiete von einander trennt, die wir alle irgendwie nebeneinander liegend denken und die wir einmal mit den schon oben gebrauchten Worten „Natur" und „Geist" bezeichnen. Auch der entschiedenste Monist kommt ohne eine eine solche Trennung nicht aus, mag er auch nachher wieder verbinden, soviel er kann. Jeder betätigt in seinem Leben die von uns behauptete doppelte Wertschätzung; und diese Wertschätzung ist viel mehr maßgebend für unsere ganze Weltauffassung als irgendwelche theoretischen und grundsätzlichen Gedanken. Dabei fassen wir den Unterschied von Natur und Geist einmal möglichst allgemein. Wir wollen ihn daran klar machen, wie das Wort Ich, das wir schon als kennzeichnend für unsern Begriff Persönlichkeit erwähnt haben, gebraucht wird. In der ersten Gruppe von Fällen, wo es sich um Einzelheit und Eigenart gehandelt hatte, wird es gebraucht, aber gleichsam tonlos: ich gehe, ich esse, ich schlafe — dabei liegt der Ton auf dem Wort, das die Tätigkeit anzeigt. In der zweiten Gruppe aber hat es schon bedeutend mehr Ton: „ich aber bekämpfte meine Neugier", „ich aber machte es ganz anders als die andern". Hier ist das Ich nicht nur eine gleichgültige Ausgangs- oder gar bloß Durchgangsstelle, sondern hier liegt etwas ganz Bestimmtes in dem Ich. Es setzt sich andern entgegen, und zwar einmal sich selber — es hat sich als geistiges Wesen erfaßt, das im Hause, in dem es wohnt, also im Leib oder in der Seele, noch ein anderes „früheres" Ich weiß. Dieses ist von Haus aus viel schneller und

leichter in allem, was es tut; aber es dient dafür auch nur dem Augenblick und dem, was im Augenblick gut tut. Jenes dagegen schaut weiter und hat ganz andre treibende Kräfte, die es weniger in sich selbst, als etwa über oder unter sich weiß. Und allmählich gelingt es diesem zweiten Ich Boden gegenüber dem ersten zu gewinnen und sich ihm entgegenzusetzen, bis endlich kaum mehr ein Gegensatz empfunden wird. Und wenn es äußere Mächte sind, die dieses zweite Ich ketten wollen, während sie mit den Neigungen des ersten oft sehr gut übereinstimmen, wie etwa die Mode und die Zeitung mit der Bequemlichkeit oder gar mit der Feigheit, so arbeitet sich das zweite geradeso diesen gegenüber heraus und wird selbständig.

So haben wir also eine doppelte Wertschätzung. Dafür hat jeder einen Sinn. Jedem gefällt etwas an dem Menschen der zweiten Art besser als an einem der ersten Art; denn sicher ist ein solcher auch schon interessanter. Auch dann kann man an ihm seine Freude haben, wenn die ganze Richtung, in der er sich betätigt, unserer eignen und unserm Wohle entgegengesetzt ist. Es besteht das, was uns an einem solchen fesselt, sicher darin: es setzt sich in ihm etwas dem entgegen, was sonst über einen jeden Menschen Macht hat, also dem Gewöhnlichen oder dem Gemeinen. Es ist Selbständigkeit und Spontaneität da; es regt sich etwas wie Gegensatz und Kampf, und das erregt immer die Aufmerksamkeit der Menschen. Es ist Farbe in einem solchen Menschen, während die andern wenigstens vorläufig, bis man sie anders hat kennen lernen, grau in grau sich dem Blicke darstellen. Und diese Eigenart kommt von einer Stelle her, die zwar der Natur entstammt; denn sie ist in dem Menschen angelegt; aber es ist doch etwas andres, das sich dabei in die Höhe kämpft, und das kann man etwa Geist oder man kann es auch zum Unterschied von dem Ich

das Selbst nennen. Jedenfalls tritt dabei etwas hervor, was über das hinausliegt, was wir für gewöhnlich Natur nennen — wenn es einer doch Natur nennen will, dann mag er es ja tun, nur muß man immer, um verständlich zu werden, ganz genau sagen, welche einzelnen gegebnen und erfahrbaren Dinge man mit dem gebrauchten Worte meint. Dieses Selbst oder dieser Geist nimmt sich gleichsam selber in die Hand, und stellt sich den andern Mächten entgegen, die ihn in ihre Gewalt bringen wollen. Und dieser Geist oder dieses Selbst sagt Ich, mit einer bestimmten starken Betonung, wie man immer in einem Gegensatz gegen andre etwas betont.

Nun ist unser Gegensatz vorläufig geklärt genug, um das zu sagen, was die Absicht dieser Arbeit ist; wir brauchen unbedingt zwei Wörter, um die beiden Größen zu bezeichnen, die ihn bilden. Mit dem Wort Persönlichkeit können wir nicht alle Seiten bezeichnen, wie das mitunter geschieht; es geht nicht, daß wir in unserer Wertschätzung keinen Unterschied machen zwischen dem Menschen, von dem wir weiter gar nichts wissen, als daß er ein Erzeugnis der Natur ist, und dem andern, der Zeichen der Kultur an sich trägt, indem er jenen höhern Wert in sich verwirklicht hat. Darum bezeichnen wir den zweiten mit dem Worte Persönlichkeit und den ersten mit dem Worte Person.

Im Worte selbst liegt ja dazu kaum genügender Grund. Persönlichkeit bedeutet ja doch eine Eigenschaft, nämlich die Eigenschaft, eine Person zu sein. Allmählich ist es aber, wie einige andere Wörter, zur Bezeichnung derer geworden, die diese Eigenschaft ganz besonders an sich tragen. Person ist ursprünglich Bezeichnung für eine „vernünftige Einzelsubstanz“ (s. Sawicki S. 259). Dabei ist „vernünftig“ einfach als Ausdruck für die Fähigkeit des Denkens, also nicht in dem Sinn gemeint,

wie man etwa sagt: „Das ist einmal ein vernünftiger Gedanke.“ Wir müssen bei sehr vielen Ausdrücken darauf achten, ob sie zur Bezeichnung einer allgemeinen Erscheinung gebraucht werden, ohne daß eine bestimmte Bedeutung mitgefühlt wird, oder ob ein ausgesprochnes Werturteil damit verbunden ist. So ist es bei unserm Begriffswort nötig, daß wir auf den Sinn achten, der sich in dem Ton Ausdruck gibt. Person als vernünftiges Einzelwesen besagt ja gerade nicht sehr viel; Persönlichkeit als die Eigenschaft, ein solches zu sein, darum ebensowenig. Aber ein andres ist es, wenn gemeint ist, daß ein Zug, der in dieser Eigenschaft enthalten ist, in ganz besonderm Maße vorhanden ist. So wird das Wort prägnant oder emphatisch, also mit einem ganz ausgesprochenen Wertgefühl und Ton gebraucht.

Gehen wir wieder einmal auf den Sprachgebrauch zurück, eine Arbeitsweise, der wir uns noch des öfteren bedienen werden. Freilich muß der Sprachgebrauch kritisch geprüft werden; denn es gibt wenig Unsinn, der nicht durch den Sprachgebrauch gerechtfertigt werden kann. Es kommt also darauf an, was uns das aufmerksame Sprachgefühl zu sagen hat. Wie empfinden wir heute den Sinn und den Wert, der mit den beiden Wörtern Person und Persönlichkeit verbunden wird? Person: „Da draußen steht eine Person“; „Die Person wagte mir noch dazu zu sagen —“, jedenfalls umfaßt also das Wort Person im allgemeinen Sprachgebrauch auch die Bedeutung, daß mit ihr ein gleichgültiger oder gar verächtlicher Sinn verbunden werden kann. Wenn das Wort mit keinem Eigenschaftswort verknüpft erscheint, das ihm einen besonderen Wert verleiht — eine respektable Person — dann will es gerade nicht viel besagen. Es meint dann, daß von einem Menschen nichts Besondres und damit nicht gerade etwas

Gutes zu melden ist. Das ist eine sehr pessimistische Empfindungsweise, die sich an diesen Gebrauch des Wortes heftet; wenn man von einem Menschen nur allgemeines zu sagen weiß, dann ist es in der Regel nicht viel um ihn. So ist also das Wort Person im Wert gesunken, wie auch etwa das Wort Mensch, besonders in seiner schrecklichen Verbindung mit dem sächlichen Artikel und in der Anwendung dieser Verbindung auf Frauen, gesunken ist; so ist auch das Wort Individuum heruntergekommen; man kennt es meistens nur in der Verbindung: ein verdächtiges Individuum. Und ein solches Beiwort heftet sich dann wie ein übler Geruch einem Hauptworte an. Diese drei Wörter, die den Menschen ohne weitere Eigenschaften bezeichnen sollen, sind in dieser Weise gesunken. Dann aber ist eines nicht verwunderlich. Man hat immer das Bedürfnis, ein Wort zur Verfügung zu haben, das ohne diesen Nebensinn eines geringern Wertes einen Menschen bezeichnet, von dem man zwar nichts Besondres, aber auch nichts Übles zu sagen weiß; also jemand, dem man mit einem gewissen Vertrauen entgegenkommt, das er freilich noch zu rechtfertigen haben wird. Dazu ist dann sehr häufig das Wort Persönlichkeit verwandt worden. „Ich kenne diese Persönlichkeit nicht“ — „Man hat seine Persönlichkeit feststellen lassen“ — „eine mir unbekannte Persönlichkeit“ ... Es ist immer dabei das Gefühl leise in der Seele, wenn man dieses Wort in solcher Verbindung gebraucht, daß man nichts sagen will, bis man etwas weiß. Man würde sich doch etwas scheuen, von einem Menschen, den man nicht kennt, das Wort Person zu gebrauchen; denn darin liegt sofort schon ein unangenehmer Beigeschmack. Wir können also so sagen: ist für einen sehr verbreiteten Sprachgebrauch das Wort Person von seiner ganz neutralen Bedeutung heruntergesunken, um ein gewisses abschätziges Urteil zum Ausdruck

zu bringen, so ist das Wort Persönlichkeit für einen ebenso oft festzustellenden Sprachgebrauch dieser Bewegung gefolgt; es ist in die Lücke eingetreten, die durch jene Bewegung des Wortes Person zurückgelassen wurde.

Dazu kommt wohl noch ein anderes. Wir erleben eine große Wanderung der Begriffswörter, und zwar eine, die einen ganz bestimmten Sinn erkennen läßt. Und zwar können wir diese Wanderung etwa an dem Wort Herr und Fräulein erkennen. Herr war früher ein wirklicher Herr, der zu befehlen hatte, und Frau war seine Frau und Fräulein war seine Tochter. Es waren Wertbegriffe erster Ordnung. Aber heute ist jeder ein Herr und jede eine Frau oder ein Fräulein. Das Fräulein, das die Güte hat, mir gegen ein lächerlich geringes Entgelt seine Dienste zu widmen, meldet einen Herrn; und wenn man sich in Empfangstoilette geworfen hat, ist es sicher ein Kollektant oder ein durchreisender armer Reisender. Natürlich ist jedes Dienstmädchen — o dieses Wort —, das etwas zu bestellen hat, ein Fräulein. Es ist die demokratische Bewegung des Volkslebens und des Volksgeistes, die sich darin ausdrückt. Dagegen kann man sich nur mit Beiwörtern behelfen, die bestimmte Fräulein etwa aus der Masse herauszuheben haben. Aber auch diese, wie z. B. das geschichtlich ganz bestimmte gnädige Fräulein, hat dieser demokratische Zug, im Munde von schmeichelnden Bewerbern etwa, auch auf Laden- und andere Fräulein angewandt; allmählich muß dann wieder das einfache Wort ohne Beifügung die wirklich hervorragenden Vertreter dieser Gattung in ähnlicher Weise vor dem Versinken in die Masse schützen, wie sich die feine Dame durch ganz einfache, aber gewählte Kleidung von andern Damen unterscheiden muß.

Diese Herabziehung der Begriffswörter ist freilich nur die eine Seite der Sache. Auf der andern haben wir doch beide

noch in einer andern Weise, wie sie ihrem Sinn und Wert besser entspricht. So etwa: „Er brachte seine Person in Sicherheit"; „Niemand darf die Person eines Kranken oder eines freien Mannes antasten". Oder: die Rechte einer juristischen Person wurden der und der Gesellschaft verliehen, so daß sie nun in bestimmter Weise Rechtssubjekt ist wie eine physische Person auch. Hier ist durchaus noch der alte Sinn von einer Größe, die an sich selbst einen Wert hat, mag sie auch sonst sein, wie sie will, festgehalten. Hier ist also ein Recht bezeichnet, das einem von Natur aus zusteht, soweit man zu dem Menschengeschlechte gehört. „Alles was Menschenantlitz trägt". — Oder nehmen wir den Gebrauch des Beiwortes, das von Person abgeleitet ist: „Das ist nun einmal meine persönliche Liebhaberei" —. Hier ist die Eigenart ins Auge gefaßt, die jemand in dieser oder jener Beziehung besitzt, ohne daß sie abgeleitet oder begründet zu werden brauchte. Auf jeden Fall bezeichnet also noch das Wort Person Rechte oder Eigenschaften, die dem Menschen ohne weiteres zustehen; das Recht, das mit uns geboren ist, also das Menschenrecht, oder die Eigenart, die wir von der Natur aus mitgebracht haben.

Daß der Bezeichnung Persönlichkeit auch noch der höhere Sinn anhaftet, wird einem ebenfalls klar, wenn man etwa an folgende Redensarten denkt: „Wir müssen Persönlichkeiten werden"; „Wir brauchen Persönlichkeiten"; „Das Höchste, was man von einem Menschen sagen kann, ist von ihm zu sagen: er war eine Persönlichkeit". Hier haben wir den prägnanten Gebrauch des Wortes. Wie weit geht also dieser Begriff — von dem höchsten bis hinab zu dem neutralen Sinn: die Persönlichkeit eines Menschen feststellen lassen. Es ist ähnlich, wie bei dem Wort Mensch; nur daß das noch eine Stufe tiefer geht: „ein Mensch treibt sich draußen herum"; „ein Mensch ist

bei dem Brande ums Leben gekommen"; „er war ein Mensch"; — im letzteren Fall ergänzt man doch öfter etwa ein echter oder ein wahrer, ein wirklicher Mensch, um allen Mißverständnissen auszuweichen. Aber es ist immer eine sehr optimistische Beurteilung, wenn man die naturwissenschaftliche Bezeichnung anwendet, um den höchsten Kulturwert auszudrücken. Ein solcher Gebrauch ist humanistisch im besten und weitesten Sinn des Wortes; der hergebrachten christlichen Auffassung entspricht er nicht; denn für sie ist Mensch etwas Schlechtes, weil ja die Erbsünde die Gattung heruntergebracht hat. So ist auch immer noch Persönlichkeit das Wort, um etwas Gutes und Großes auszudrücken. Es ist ein Wort, das den höchsten Kulturwert bezeichnen kann, wie Person den höchsten Naturwert.

Wir haben aber beide Wertbezeichnungen nötig. Wir sollten darum beide schärfer auseinanderhalten und sorgen, daß die Begriffe wieder auf ihre Höhe hinaufkommen, von der sie heruntergesunken sind. Wir brauchen den Ausdruck Person, um zu bezeichnen, daß etwas von der Natur aus sein Recht und seinen Wert hat. Es ist das Recht zu bestehen und zu leben, es ist das, was man angebornes Menschenrecht nennt. Ohne Unterschied gilt es für alle. Jeder ist in dieser Beziehung eine Person, mag er dumm oder klug, mag er reich oder arm, mag er gut oder schlecht sein. Wir achten auf das Hilfszeitwort „ist", also auf das Sein. Es drückt die Natur aus, und zwar die völlige Einheit zwischen dem Subjekt und dem Prädikat: jeder ist eine Person, ohne weiteres, es kann gar nicht anders sein. Hier spricht die Natur ihr Wort, die den Menschen erzeugt und ihm damit sein Recht gibt, eine Person zu sein: alles, was Menschenantlitz trägt —. Daneben gibt sie ihm noch seine Eigenart. Aber diese ist er nicht, sondern diese hat er.

Person ist etwas, was allen gleichmäßig zukommt und mit ihrem Träger ein für allemal verbunden ist. Die Eigenart aber, so nahe sie dem Menschen steht, ist doch nicht er selbst; sondern er hat sie, er hat sie als sein Besitztum, und zwar neben anderm Besitz; damit bahnt sich schon eine gewisse Selbständigkeit des Subjektes gegenüber seiner Eigenart, ein gewisser Unterschied zwischen dem Ich und seiner Beschaffenheit an. Aber sie ist und bleibt seine Natur. Sie gehört zu seiner ersten Ausstattung. Sie bildet ein Stück seines Wesens, das auch mit dem Wort Person bezeichnet werden kann. Sie ist sein persönlicher Besitz, insofern nicht die Existenz, das Dasein allein, sondern sein Sosein in Betracht gezogen wird.

Diese genannten Dinge, die Natur, die Person, das natürliche Recht und die angeborne Eigenart der Person, unterliegen zu verschiedenen Zeiten verschiedener Wertbeurteilung. Bald treten sie ganz gegen die Geschichte und ihren Erwerb, die Kultur oder vielmehr eine bestimmte Kultur zurück. Bald wieder verdrängen sie diese Kultur und setzen sich an ihre Stelle. Davon wird noch mehr zu sprechen sein. Gegenwärtig kann man sagen, daß sie etwas gelten. Also ist auch Person ein Wort für einen Wert.

Persönlichkeit ist aber doch offenbar mehr. Das geht aus allem hervor, was bisher gesagt wurde. Dies Wort gehört zu einer ganz andern Familie von Begriffen und von Wertbezeichnungen. Geist, Kultur — das sind offenbar solche Wörter. Es wird, wie schon bemerkt, unsre Aufgabe sein, den Versuch zu machen, ob wir nicht, allen hinabziehenden demokratischen Bestrebungen entgegen, dem Worte seinen Sinn und Wert behalten können. Es soll auf der Höhe der zweiten Gruppe von Werten erhalten und nicht zum Naturwert herabgesetzt werden. Jedenfalls führen wir diese Absicht durch.

Gewiß werden wir uns dann Dualisten schelten lassen müssen. Aber der übliche Monismus, der doch offenbar einen demokratischen Zug, vielleicht auch Ursprung an sich hat, muß mit aller Kraft abgewehrt werden, wenn er eine Gleichmacherei der Werte bedeuten und herbeiführen will. Um der Doppelheit der Werte willen denken wir dualistisch; das ist eine im besten Sinne des Wortes aristokratische Denkungsweise, die mit dem Christentum unauflöslich verbunden ist. Unter gar keinen Umständen lassen wir uns diese Grenze der Wertungen verrücken; selbstverständlich bleibt die Grenze zwischen Gut und Schlecht. Aber es bleibt auch die zwischen Natur und Geist, zwischen natürlicher und geistiger Beschaffenheit, und damit die zwischen Person und Persönlichkeit. Person und alles, was mit dem Begriff zusammenhängt, ist natürlich nicht bös im schlimmsten dualistischen Sinn; man muß doch immer zu jedem Wort noch ein Beiwort fügen, um ja nicht endlose Disputationen hervorzurufen — also von manichäischem oder mönchischem Dualismus, der das Natürliche bös nennt, ist keine Rede. Aber auch von der naturalistischen Weise weichen wir ab, die im bewußten oder unbewußten Gegensatz dazu gleich an das andere äußerste Ende sich stellt und trotzig sagt: das Natürliche ist gut. Es ist weder gut noch bös; es ist eben Natur. Aber als solches Natürliche hat die Person auch ihr Recht und ihren Wert. Person ist eine Wertbezeichnung zweiten Grades, aber Persönlichkeit ist eine solche ersten Grades. Damit muß jedermann zufrieden sein. — Die nähern Bestimmungen der Person — Natur, Eigenrecht und Eigenart — wollen wir uns merken; vielleicht finden wir sie später als solche der Persönlichkeit, wenn auch in einem andern Sinn, wieder. Denn wenn die Sprache nur irgendwelche Logik hat, dann hat sie doch noch einen Zusammenhang zwischen Person und Persönlichkeit beibehalten, wie er dem gemeinsamen Stamm entspricht. Haben wir jetzt nur den Unterschied ins Auge gefaßt, so werden wir vielleicht noch einmal merkwürdige Ähnlichkeiten festzustellen haben.

Um dieses Verhältnis zwischen Person und Persönlichkeit genau zu erfassen, müssen wir uns noch einmal, und zwar etwas ausführlicher, das Wesen der beiden Stücke klar zu machen versuchen, die wir als Inhalt des Begriffs Person angesehen haben. Wir tun dies, um dann später durch einen Vergleich das Wesen der Persönlichkeit zum Bewußtsein bringen zu können.

Über das Eigenrecht ist freilich nicht viel zu sagen. „Alles was Menschenantlitz trägt", hat sein Recht auf den verschiedensten Gebieten, ohne Rücksicht auf innere Eigenschaften. Wir denken jetzt nicht nur an gesetzliches Recht, wir denken auch an moralisches. Hierfür ist für alle Zeiten dies eine verbindlich, daß von dem Mann, der unter die Räuber gefallen war auf dem Weg zwischen Jerusalem und Jericho, aber auch gar nichts weiter gesagt wird, als daß er ein Mensch war. Auch auf dem Gebiet der Höflichkeit hat es schon angefangen sich durchzusetzen, daß man einen jeden, wenn auch noch so verlumpten Menschen, als einen Menschen behandeln soll. Es wird uns wohl noch einmal beschäftigen, wie die Höflichkeit überhaupt ein Nachhall von der Pflicht ist, daß wir in jedem Menschen die Person zu sehen haben, die auch ihr Ich und die damit aufs innigste verbundenen Gefühle für Wohl und Wehe hat. Alle großen Befreiungstaten der Menschheit auf dem politischen und dem wirtschaftlichen Gebiet gelten diesem einen Ziel, dem Rechte des einzelnen, abgesehen von seiner innern Beschaffenheit. Es ist der Gedanke aller revolutionären Zeiten

und aller liberalen Programme. Und diese Bestrebungen haben immer zu kämpfen mit herrschenden Rechten und Gewohnheiten, die einzelnen Klassen bestimmte Vorrechte erhalten wollen. Der Grundsatz „persönliches Recht für einen jeden“ ist der Weltgeschichte unauslöschlich eingeprägt und kann nicht mehr verloren gehen. Er gehört zu den großen Erträgnissen der Entwicklung, die einem immer einmal wieder Mut zum Glauben machen, daß es doch einen, wenn auch noch so langsamen Fortschritt gibt. Wie sich von diesem Recht der Person das der Persönlichkeit unterscheidet und wie es mit ihm zusammenhängt, wird uns später beschäftigen müssen.

Zuvor müssen wir noch von der Eigenart und ihrer Bedeutung sprechen. Wir müssen uns von beiden einen möglichst tiefen Eindruck zu verschaffen suchen. Denn auf der Eigenart und ihrer Bedeutung ruht die Persönlichkeit und ihr Recht. Wie kann man sich von der Macht der Eigenart, wie sie unter den Menschen herrscht, einen Begriff machen? Vielleicht so, daß man in ihr das große Hindernis sieht, das es uns immer so sehr erschwert, uns von Menschen Begriffe zu machen. Wir haben nun einmal das Bestreben, Begriffe und Typen von Menschen zu bilden, wir haben den Drang in uns, zu verallgemeinern, und zwar müssen wir so verfahren, um der Dinge Herr zu werden. Aber welche Not macht uns das doch! Wie sehr kommt immer wieder aller Streit unter den Menschen, der sich mit menschlichen Dingen befaßt, daher, daß sie sich falsche Begriffe von Menschen gebildet haben! Wie viel Irrtum liegt darin und wie viel Not kommt daher, daß wir zu schnell verallgemeinern, was wir vor Augen haben! Und das, was uns immer wieder den schönen Begriff stört oder was ihn wertlos macht, das ist gerade die Eigenart des bestimmten einzelnen Menschen. Immer wieder schaut sie keck und lebendig aus der Wirklichkeit hervor, wenn wir meinen, in unserm Kopf einen Begriff von bestimmten Gruppen unter den Menschen gebildet zu haben. Das ist noch nicht einmal die ganze Not, daß ein Begriff von großen Gruppen um so matter und nichtssagender wird, je größer die Gruppe ist; ein Mensch, ein Europäer, ein Deutscher, ein Katholik, ein Mensch des neunzehnten Jahrhunderts — was besagt das? Aber auch der Bauer, der Stuttgarter, der Dichter — was ist viel damit gesagt? Es werden immer einige Züge aufgerafft, aber unverwüstlich frisch lacht einen dann ein ganz bestimmter Bauer oder Stuttgarter an und sagt: „So bin ich ja gar nicht, ich bin ja so!“ Und dieses So ist dann gar nicht weiter begrifflich zu fassen, es ist nur zu ahnen und zu fühlen. Und wenn man in eine ganz bestimmte Familie hinein geht, man findet ja gewisse Familienzüge; aber immer wieder ist jeder einzelne so ganz ein Wesen für sich. Rechnet man sein ganzes Inneres auseinander in einzelne Bestandteile, von denen einer auf die ganze Zeit, einer auf den Ort, wieder einer auf das Temperament oder irgendein anderes allgemeines Moment zurückzuführen wäre, zieht man heraus, was er von Vater und Mutter, von Großvater und Großmutter, von geschwisterlichen und nachbarlichen Einflüssen her haben kann — es bleibt doch etwas Anonymes dabei. Diese Art, die Einflüsse der Umgebung aufzunehmen, diese Art, Vererbtes zu mischen, ist doch immer wieder ganz besonders. So lacht und grinst doch nur dieser Eine, so sieht doch nur jener die Dinge an, die jeder sieht, so nur stellt ein anderer Farben zusammen nach seinem Geschmack, so nur hilft sich der andre wieder aus seiner Lage heraus. Ein ganz unerklärliches X ist doch im Menschen, das einem entgegenschaut! Man kann noch so viele Kinder haben, wie ganz eigenartig ist doch wieder jedes! Ein ganz besondrer Ge-

danke gleichsam der Natur, und doch in denselben natürlichen und wirtschaftlichen Bedingungen verwirklicht! Man kommt aus dem Staunen nicht heraus! Und erst wenn man die Menschen studiert, welche immer neuen Überraschungen, nicht nur in den zivilisierten, sondern gerade auch in den sogenannten ungebildeten Kreisen! Es ist nicht wahr, daß Hans den Pflug führt wie Kunz.

Kann man etwas in die Gebiete eindringen, auf denen sich diese Verschiedenheit bemerkbar macht? Was einem zunächst auffällt, das ist die Art, wie sich der einzelne äußert. Welche Mannigfaltigkeit in dem Klang der Stimme, den Bewegungen, dem Blick, dem Zeitmaß der Sprache! Welche ganz eigenartigen Handbewegungen und Vorstöße etwa mit einer Schulter! Wie bald lernt es der Kurzsichtige, einen Menschen, dessen Antlitz er nicht sehen kann, an dem ganzen Umriß seiner Gestalt, der Art seines Ganges zu erkennen! Wir begreifen es, wie die Theosophen vom Astralleib sprechen können; er ist einfach nur ein Ausdruck für dieses Eigenartige der körperlichen Erscheinung. Und dann die Begabung eines Menschen! Wie auf einmal in einer unmusikalischen Familie ein Kind auftaucht, das Sinn für Musik hat; gewiß es gab einmal einen Urahnen, der Flöte blies, aber auch in dem hat dann das musikalische Vermögen einmal angefangen, oder wenigstens ist es in dem Enkel wieder ganz eigenartig gefärbt. Dann die Begabungstypen: der eine versteht sich auf die Sprachen und der andere auf die Naturwissenschaften; aber wie verschieden ist dann doch wieder die Art, wie sie sich für ihr Gebiet eignen, und wie verschieden erst die Mischung verschiedener Begabungen untereinander! Ganz unübersehbar ist das Feld des innern Lebens, wo der Mensch mehr bei sich selbst ist. Wie ganz eigenartig sind immer die Arten, wie wir Menschen aufnehmen,

also unser Auge und Ohr und ihre innern Ergänzungen und Leitungsbahnen zur Seele! Wie mannigfaltig die Neigungen und Abneigungen, und dazu wie ganz unableitbar und irrational die Temperamente, die Energie gerade des Wollens, die Phantasiestärke, es sind überall in den Menschen dieselben Dinge, aber wie so verschieden voneinander! Man kann auch nicht von einer Mischung reden, weil dieser Begriff etwas zu Mechanisches in das ganze Gebiet hineinbringt. Man kann es sich wirklich nicht anders vorstellen als in der alten Weise: es gibt unendlich viel Seelen irgendwo, und diese kommen, wenn ihre Zeit da ist, auf die Erde; sie nehmen natürlich innerhalb bestimmter Regelmäßigkeiten und Regeln, wie etwa der Vererbung, aus dem ganzen Bereich dessen, was Menschen zu Menschen macht, nach der ihnen von der schöpferischen Urkraft mitgegebenen Richtung dies und jenes an, von diesem so viel, von jenem so viel, von einem andern gar nichts. Und dann sind die Menschen da. So sind sie und so bleiben sie im ganzen, Gedanken Gottes des Unendlichen, der, wenn er noch Millionen Jahre hindurch jedes Jahr Milliarden von Menschen schaffen müßte, sie ebenso verschieden gestaltete, für jeden einzelnen ebenso einen ganz eigenartigen Gedanken hätte, wie er den Billionen Blättern im Walde je ihre ganz besondere Form gibt, wenn uns auch die ähnlichen Züge dazu berechtigen, von Arten und Gattungen zu reden.

Man kann sich, wenn man sich ein wenig da hinein denkt, vor dem Schauer nicht schützen, der einen immer vor dem Erhabnen befällt. Sterben die Menschen auch als Kopien, so werden sie wenigstens als Originale geboren. Wie sie so aus den Händen der Natur herauskommen, so sind sie weder heilig noch unheilig. Hier hat einfach nur eine ästhetische Betrachtung einzusetzen, die sich an der unendlichen Buntheit freut, oder

eine religiöse, die die unendliche Schöpferkraft preist. Zu werten und abzustufen haben wir noch nicht. Denn was so aus den Händen der Natur kommt mit seiner Eigenart, ist natürlich noch lange keine Persönlichkeit; wer wird ein Kind, auch das am reichsten oder eigenartigsten begabte, eine Persönlichkeit nennen? Aber es wird uns dieses eigenartige Gebilde der Natur, wie es aus den Händen des Schöpfers kommt, wertvoll werden als Rohstoff für die Persönlichkeit.

Charakter.

Denkt man über Eigenart nach, so kommt einem dabei gleich das Wort Charakter in den Sinn. Wie verhalten sich diese beiden Wörter zueinander? Und welchen Gewinn wirft die Erkenntnis des Wortes Charakter für unsere Aufgabe ab, das Wesen der Persönlichkeit zu erfassen?

Wir hören wieder den Sprachgebrauch ab. „Er hat einen Charakter", „Er hat einen bösen, einen guten Charakter", „Er hat Charakter", „Er ist ein Charakter" —. Welche Empfindungen wecken diese Sätze, und in welche Gedanken lassen sich diese Empfindungen übertragen?

Der erste Satz erweckt weiter gar keine Empfindungen. Denn er stellt ganz einfach etwas fest, was sich von selbst versteht. Es ist, als wenn man sagte: „Er hat eine Seele." Darum sagt man so auch gar nicht. Man setzt voraus, daß ein jeder einen Charakter und eine Seele hat. Offenbar bezeichnen diese beiden Ausdrücke etwas, was die Naturausstattung dem Menschen mitgegeben hat. Und weil man es hat, so ist hier der Zusammenhang zwischen der Sache und ihrem Träger weiter gar nicht betont: er hat etwas, was in irgend einer Verbindung mit ihm steht, wie es auch in Verbindung mit andern stehen kann.

Über diese Stufe kommt man auch nicht hinaus, wenn man etwa sagt: „Er hat einen ähnlichen Charakter wie sein Vater." Aber das wird doch klar: es ist mit diesem Wort an Verhältnisse des Willenslebens gedacht; genauer handelt es sich um das Verhältnis, in dem das Ich eines Menschen zu der Moral steht. Das Wort „Seele" ist anders gerichtet: es bezeichnet weniger Willens- als Gefühlsverhältnisse; man könnte sagen, wie jenes Wort durch seine harten Mitlauter charakterisiert wird, so bekommt dieses durch die beiden Stimmlaute einen ganz andern und wieder bezeichnenden Klang.

Anders wird die Sache schon, wenn ein Charakter als gut oder böse beurteilt wird. Man will dann sagen, wie sich der Träger dieses Charakters zu seinen Mitmenschen stellt. Und zwar meint man mit diesen beiden Ausdrücken „guter" und „böser Charakter" offenbar dies, daß sich der Mensch so oder so zu seinen Mitmenschen stellt, weil er von Natur aus so angelegt und durch sein Leben so geworden ist. Dabei schwingt schon etwas wie die Ahnung mit, daß er so bleiben wird, wie er nun einmal ist.

Ganz anders aber wird der Sinn, wenn wir sagen: „Er hat Charakter" und „Er ist ein Charakter". Hier sprechen wir offenbar schon eine gewisse Achtung vor einem solchen Menschen aus. Wir haben den Eindruck, daß uns hier etwas Hartes und Festes entgegentritt. Und zwar ist dies das Neue: wir haben das Gefühl, daß hier nicht bloß Natur und Leben mitgewirkt haben, sondern das Entscheidende hat der eigne Wille getan. Es ist der Wille, der hier mitgespielt hat, nicht nur das Wollen. Wie das Wollen eine Sache der natürlichen Ausstattung ist, so ist der Wille eine Sache des Ich, also einer ganz andern Größe. Gewiß hängt diese mit der Naturausstattung zusammen, aber es ist doch eine ganz andre Welt, die sich hier

auftut. Es ist die Welt der Freiheit, des Geistes oder wie man sagen will. „Er hat Charakter", das will sagen: er hat eine ganz bestimmte Eigenart seines Wollens sich erworben, und zwar mit seinem Willen. Er will sich in einer ganz bestimmten Richtung bewegen, nachdem er sich in diese Richtung hat bringen wollen. Der Satz „Er hat Seele" bezeichnet auch mehr, als wenn man sagt „Er hat eine Seele". Der Wegfall des unbestimmten Artikels erhebt das Wort gleich zur Bedeutung einer Wertbezeichnung. Er hat Seele, d. h. er hat ein feines, tiefes, warmes Gefühl, das gleich aus der Tiefe heraus antwortet und das vor allem sehr viel in sich trägt. Er hat Charakter, das heißt er hat eine geschlossene ausgeprägte Art an sich, mit der man rechnen muß. Dabei ist noch nicht gesagt, wie bei dem Wort Seele, daß es immer ein guter Charakter ist. Auch von einem Bösewicht kann man sagen, daß er Charakter hat. Er kann so fest und sicher mit seinem Willen im Bösen wohnen, daß man sich darauf verlassen kann, er werde folgerichtig böse handeln. Das Gegenteil von diesem Sinn des Wortes Charakter ist die Charakterlosigkeit; diese kann bekanntlich auch den Charakter eines Menschen ausmachen. Damit meint man, daß man nicht auf ihn rechnen kann. Er hat sich nicht in der Hand, sondern ist den Strömungen und Strebungen seiner Natur anheimgegeben; er ist launisch, wetterwendisch, ein Spielball seiner Neigungen und ein Kind des Augenblicks. Von einem solchen Menschen spricht man im allgemeinen mit weniger Achtung als von einem, der wenigstens ein Charakter, wenn auch im Bösen ist. Achtung nötigt immer das ab, was ein Mensch aus sich gemacht hat; es ist die Achtung vor Geist und Willen. Zumal ist das da zu beobachten, wo sich der Charakter im Antlitz und im Äußern überhaupt ausgeprägt hat. Wenn die weichen, träumerischen Züge des Charakterlosen vielleicht schön sein können, wie Fleisch überhaupt schön ist, so fesselt doch das feste klare Auge des Charakters und sein straffes Angesicht samt dem entschlossenen sicheren Gang auch dann, wenn alles an ihm häßlich ist oder wenn man unter ihm zu leiden hat. Wir haben eben alle Sinn für Geist und Willen und für das ausgeprägte Ich, in dem sich Geist und Wille kundgibt. Es ist wertvoll, wenn man auf das Verhalten eines Menschen rechnen kann, wie auf Erscheinungen aus der Natur. Nötigt sie uns nur dann keine Achtung ab, wenn sie in dem eben gebrauchten üblen Sinn einen Menschen beherrscht, dann erinnert es uns an ihren sichern Gang, wenn wir uns sagen, daß wir dessen gewiß sein können, daß der Mensch da um seines Charakters willen so oder so handeln wird. Überlegung oder schnelles sicheres Gefühl, selten ein Nachdenken über das, was er nun als solcher, so wie er ist, zu tun hat, geben seinem Willen den Weg an, und dann geschieht das, was er will. Vielleicht sagen wir noch mit einer ganz andern Empfindung: „Er ist ein Charakter". Damit wollen wir sagen, daß der Charakter mehr ist, als eine Eigenschaft, die man neben andern hat, er ist zum Wesen geworden, das das Sein ausmacht. Dabei tritt wenigstens vor mein inneres Auge etwas, was Eindruck macht. — Einen solchen Menschen würde ich mir sofort anzusehen oder kennen zu lernen versuchen. Bei diesem Satz ist es wohl kaum möglich, noch weniger als bei dem vorigen, daß ohne weiteres die Beziehung auf einen bösen Menschen damit verbunden sein kann. Das Wort Charakter ist hier völlig für alles, was gut und echt ist, gewonnen. Es versteht sich von selbst, daß ein solcher Mensch im Guten fest ist. Er ist treu, und man kann sich auf ihn verlassen. Er bleibt sich selbst treu, man braucht auf keine Überraschung gefaßt sein. Er ist nicht gerade gemütlich, aber das ist

auch gar nicht nötig; er ist vielleicht auch etwas Pedant, aber dafür hat man auch etwas an ihm. Er bummelt nicht, er belügt einen nicht, er schmeichelt auch nicht und läßt sich nicht gehen. Er hat Haltung und Zurückgezogenheit, er läßt sich auch nicht leicht umstimmen und mag auch nicht schnell vergeben; dann wird er ein Sonderling oder ein Trotzkopf geheißen, und man läßt ihn allein. Aber er läßt einen doch nicht los; während man andere weichere Naturen sofort vergißt, wenn sie einem aus den Augen sind, muß man in allerlei Nöten und Schwankungen im äußern und innern Leben immer an diese Charaktere denken. Ihr Charakterkopf schaut einem öfter über den Zaun, als einem lieb ist. Man fühlt dann irgendein Bedürfnis, sich mit ihnen auseinanderzusetzen, als hätten sie einen verklagt; aber man hat sich nur selber vor ihrem Bilde verklagt, weil man nicht so geschlossen und so reif ist wie sie. Dann kann man sie geradezu hassen, wenn man sich so um ihretwillen plagt und quält. Aber das ist eine ganz vorzügliche Qual, die einen selber weiter bringt. Jene Auseinandersetzung mit ihnen kann sogar bis über ihr Grab hinaus dauern. Das ist doch ein Beweis, daß hier eine sehr starke Kraft mit im Spiel ist. Das ist die Kraft eines Willens, der sich selbst gefunden und betont hat.

Charakter in diesem Sinn ist etwas, das sich in allen Ständen und bei jedem Grad von Verständnis für wissenschaftliche oder andere höhere Dinge finden kann. Zwar wird sich vieles in uns sträuben, wenn wir die beiden Wörter dumm und Charakter zusammenfinden, um einen Menschen zu kennzeichnen; denn wir haben das Gefühl, als wenn Dummheit einen Tadel bedeutete. Aber ein einfacher Verstand ohne große Bildung verträgt sich vorzüglich mit einem Charakter, wie es ja auch umgekehrt viele charakterlose Intelligenz gibt. Wie mancher

Bauer, Handwerker oder Fabrikarbeiter ist in diesem Sinn ein Charakter, denn er hat sein Wollen in eine bestimmte Beziehung zum Guten gebracht, wie sie ihm und seinem Wesen entspricht. Es ist etwas ausgeprägt in ihm, was man eine bestimmte Idee des Geistes Gottes nennen könnte. So ist er, weil er so sein will; Gutmütigkeit ist zur Güte, Heftigkeit zur Tatkraft, Langsamkeit zur Ausdauer geworden. Es ist alles in eine höhere Stufe versetzt. Ein Ich mit Verstand und Willen hat alles, was die Natur gegeben hatte, in die Hand genommen und etwas Neues daraus gemacht. Es ist, wie wenn aus Eisenerz Stahl wird; es ist dasselbe und doch etwas ganz anderes. Und dabei zeigt sich bald, wie der Geist der Herr über den Leib ist; es gestaltet sich der Kopf oder vielmehr das Haupt nach dem Geist, der darinnen waltet. Es gibt den Charakterkopf; und von ihm geht etwas aus, was wir vor dem Menschen, der Natur ist und bleibt, nicht empfinden, ein gewisser Hauch des Ehrwürdigen, der von einer ganz andern Welt zeugt und uns mit Ehrfurcht erfüllt. Hier ist die Welt des Geistes greifbar, oder sie ist nirgends. Hier wird man in dem Sinn zum Dualisten, daß man etwas anerkennen muß, was über der Natur steht, die bloß getrieben wird. Instinktmenschen und Willensmenschen lernt man bald auch äußerlich unterscheiden. Mögen die erstern auch große Schätze, wie etwa Kunstvermögen und ähnliches bergen, wir haben und behalten den Eindruck, daß in ihnen dieselbe Natur schafft, die auch schöne Pflanzen und Tiere vor unser Auge stellt. Aber vor diesen Willensmenschen haben wir eine andere Empfindung; es ist höhere Natur oder vielleicht auch überhaupt etwas, auf das das Wort Natur nur vergleichsweise angewandt werden kann.

Nun haben wir die Grenzlinie überschritten, die das Reich der Person von dem der Persönlichkeit scheidet. Lag der Charak-

ter in dem ersten Sinn noch auf jener andern Seite, weil er es mit dem zu tun hatte, was die Natur im gewöhnlichen Sinn erzeugt, so ist der Charakter im zweiten Sinn diesseits dieser Linie gelegen. Wir können das Gebiet, das diesseits liegt, mit Wille oder Geist bezeichnen; es ist die Welt des Ich. Hier herrscht nicht mehr allein das Passivum, sondern hier herrscht die Tat. Man erfaßt sich selbst und handelt aus seinem Ich heraus. Ausdrücklich wollen wir sagen, daß im allgemeinen das Böse noch nicht ausgeschlossen ist. Soweit es bloß Leidenschaft ist, gehört es auf die andere Seite; aber soweit es auf Verstand und Willen beruht, auf diese Seite. Denn diese Gruppe, die unser dualistisches Denken neben die Natur gestellt hat, wird sich wieder teilen lassen, je nachdem der Geist, der auf ihr herrscht, ein guter oder ein böser ist.

Persönlichkeit.

Wir gehen nun zur Persönlichkeit über. Wir behandeln auch diesen Begriff so, wie wir eben den des Charakters behandelt haben. Wir prüfen unsere Empfindungen und suchen das Ergebnis dieser Untersuchung in Erkenntnissen niederzulegen.

Oben wurde schon bemerkt, wie freigebig der Sprachgebrauch mit der Verleihung des Wortes Persönlichkeit ist. Es ist so, wie es mit der Verleihung von Titeln zugeht. Wenn etwa ein Landrat, ein Schulinspektor oder ein Superintendent nicht in die höhere Behörde, also in die Regierung des Staates oder der Kirche aufrückt, dann gibt man ihm wenigstens den entsprechenden Titel eines Rates. Damit ist gleichsam gesagt: Sei, was du nicht bist, noch werden kannst! — So ist es auch mit dem Ehrentitel Persönlichkeit. Abgesehen von jener

oben erwähnten demokratischen Neigung, die gewisse Vorzüge immer weiter hinabzuziehen sucht, macht sich in der Verleihung des Wortes Persönlichkeit noch eine Unklarheit geltend, die durch den schwankenden Sinn des Wortes unterstützt wird. Wir wollen uns dagegen besinnen, wie unser Sprachgefühl den Wert und die Bedeutung des Wortes im strengsten Sinne empfindet. Dann kann man ja noch immer erwägen, wie weit ein allgemeinerer Sinn des Wortes reicht. Welche Gefühle und Stimmungen erwachen denn in uns, wenn wir uns auf diesen engsten Begriff besinnen, den wir mit einem Beiwort wie etwa eine wirkliche, eine große Persönlichkeit, aus dem allgemeinen und weiten Begriff herauszuholen haben? Wir haben sicher das Gefühl der Spannung. Es ist etwas ganz Besonderes, was wir erwarten. Wir erwarten etwas Neues und Überraschendes, was sich von allem andern, das wir kennen, abheben soll. Und doch haben wir das Gefühl, als ob sich in dem, was wir erwarten, etwas ganz Einfaches und Natürliches regen müsse. Jedenfalls aber erwarten wir eine Kraft, die zu führen oder wenigstens einen starken Eindruck zu machen imstande ist. Darum sind wir gespannt auf alles, was die Persönlichkeit angeht. Wir haben das Gefühl, daß sie interessant sein muß. Wir erwarten ein besonderes Auftreten, ein überlegenes Auge, ein eindrucksvolles Sprechen und Schreiben. Wir haben die Erinnerung, daß sich Anekdoten an Leute knüpfen, die wir als Persönlichkeit bezeichnen hören. Es sind Äußerungen, die eine schwierige Lage mit einem kurzen Wort ohne weitere Besinnung lösen, merkwürdige Begebenheiten, wie sie aus Verhältnissen und aus innern Strebungen sich ergeben, die unserem gewöhnlichen Leben fremd sind. Wir haben die Ahnung, daß es solche Menschen sind, von denen andere Menschen viel zu sagen haben, weil sie alles interessiert, was jene

getan und erlebt haben. Denkmäler, Straßen, Schiffe führen ihren Namen, denn man will spätern Geschlechtern in der Erinnerung behalten, was man ihnen verdankt; man will die Kräfte, die sie entbunden haben, feiern und zugunsten der Gemeinschaft wachhalten. Wir haben den Eindruck, daß den Persönlichkeiten solche Verehrung gebührt, weil etwas Großes und Förderndes in ihnen war. Und das setzte sich durch, weil eine starke Kraft dahinter stand. Wir können sie uns nur stark und frei vorstellen, und wir empfinden noch immer etwas Bezwingendes, das von ihnen ausgeht.

Auf welchen Gebieten suchen wir Persönlichkeiten? Nun z. B. auf dem religiösen. Wir werden Jesus vor allem eine Persönlichkeit nennen. Aber auch Paulus und viele Gestalten aus dem Alten Testament, wie Moses, Amos, Jesaia und Jeremia. Augustin, Luther, Zinzendorf, Francke, Schleiermacher erscheinen dieses Ehrentitels sofort würdig. Vom außerbiblischen und außerchristlichen Gebiet geben wir Mohammed sofort diesen Namen, ebenso Buddha und Konfutius. — Was ist es denn, was wir an diesen meinen, wenn wir Persönlichkeit sagen? Auf dem Gebiet der Philosophie denken wir sofort an Sokrates, Plato, Kant, Hegel, Fichte und auch an Nietzsche. Groß ist die Zahl derer, die wir auf dem Gebiet der Künste mit diesem Namen zu ehren haben. Es wird uns sicher weiter führen, wenn wir erkennen, daß wir kaum einem der Großen den Ehrentitel absprechen werden. Wo irgendeiner etwas aus seiner Seele herausgeholt und in Stein, Ton oder Wort so gestaltet hat, daß es uns immer wieder anzieht, daß es lange Zeiträume hindurch noch als echt und groß gilt, da reden wir von künstlerischer Persönlichkeit. Aber noch andere Gebiete zeigen uns Gestalten, denen wir unbedingt ein solches Prädikat beilegen. Das Staatsleben ist es doch vor allem.

Oder ist nicht Napoleon, Stein, Bismarck des Namens würdig? Und gehen wir noch etwa auf das pädagogische Gebiet über, wer wird sich weigern, Pestalozzi eine pädagogische Persönlichkeit zu nennen? Und auch auf dem wissenschaftlichen Boden finden wir eine Menge von Leuten, die wir mit demselben Wort glauben am tiefsten würdigen zu können. Wir denken an einen Helmholtz, einen Ranke, einen Treitschke.

Es sind alles Gebiete *höheren Menschentums*, auf denen wir Persönlichkeiten suchen und finden. Es sind die Gebiete, auf denen wir das Ideale heimisch wissen. Es muß sich um etwas Großes und Gutes handeln, wenn wir überhaupt das Wort Persönlichkeit in den Mund nehmen sollen; und dann wenden wir es in den eben aufgeführten Fällen auf die an, die etwas Großes auf diesen Gebieten geleistet haben. Wir nennen diese darum auch die Großen. Das ist aber nur ein Urteil, aber keine Aussage über den Inhalt. Eine solche wollen wir mit unserem Worte versuchen, aber es deutet immer noch mehr an, als daß es etwas umfassend und klar aussagte. Darum müssen wir uns darauf besinnen, was es denn ist, was wir meinen, wenn wir jene Männer Persönlichkeiten nennen. — Wir haben den Eindruck, daß sie etwas geleistet haben, was im Vergleich mit ihren Vorgängern nicht nur etwas Größeres, sondern etwas Neues bedeutet. Wir können jetzt sagen, daß es neue Ideen sind, was sie auszeichnet. Ideen sagen wir und nicht Gedanken; denn dem ersten Wort haftet etwas von dem Hauch aus einer großen unsichtbaren geistigen Welt an; es erinnert an Plato und erinnert an Ideale, und darum sagen wir Ideen. Gedanken können wir sagen, wenn wir an das schöne Wort denken, daß sie auf einmal kommen wie die Kinder Gottes und sagen: wir sind da. Jedenfalls meinen wir etwas *Schöpferisches*, wenn wir Persönlichkeit sagen. Aus irgendeinem

Hintergrund, irgendeiner Tiefe oder einer Höhe her kommen große, einfache Gedanken und machen auf einmal alles hell. Niemand hat sie bisher gehabt, mancher hat etwas Ähnliches geahnt, sogar etwas Ähnliches gedacht und ausgesprochen, aber in großer Unklarheit und mit vielem altem Irrtum vermischt. Aber nun leuchtet die Idee auf einmal auf, wie ein Stern am Himmel. Man meint, es könne gar nicht anders sein, jedermann wundert sich, daß er nicht gefunden und gesagt hat, was die Persönlichkeit gefunden und ausgesprochen. Es ist, als sei ein Menschengeist im Absoluten eingekehrt und habe dort etwas gefunden, was er nun der Welt mitteilt wie Prometheus das Feuer — und oft nicht ohne prometheische Leiden. Oder anders ausgedrückt, es ist als wenn der Urgeist oder die Urwahrheit ihr Auge auftäte und erleuchtend in die Welt hineinblickte. Wir sagen auch Genie, wenn wir etwas Ähnliches bezeichnen wollen. Auch ihm ist die Berührung mit Grundwahrheiten eigentümlich, und zwar eine Berührung, die nicht mittels des Intellektes und seiner Reflexion, sondern mittels instinktiver und intuitiver Erkenntnis —wir haben kaum genügende deutsche Wörter, die das Besondere dieser Ausdrücke genau wiedergeben — bis in die Grundtiefen der Dinge reicht. Aber es ist doch ein Unterschied zwischen Genie und Persönlichkeit. Wer möchte Jesus ein Genie nennen, wer möchte dagegen einen Gutenberg oder Zeppelin ohne weiteres als eine Persönlichkeit bezeichnen? Offenbar beschränken wir gegenwärtig den Gebrauch des Wortes Genie auf Gebiete, die mehr in das Technische hineinreichen, zu denen freilich dann auch große neue Organisationen, wie etwa Raiffeisenverein und ähnliches gehören. Das Eigenschaftswort genial freilich scheint doch noch etwas höher hinaufzureichen. Wir sprechen von einem genialen Gedanken eines Philosophen,

wenn aber etwas aus der Tiefe kommt, das bezeichnen wir auf den Gebieten des höheren und höchsten Geisteslebens mit unserem Worte Persönlichkeit. Das Gebiet des Wahren, Schönen und Guten ist für sie das Feld, wo sie ihre großen Entdeckungen macht, während das Genie auf dem Boden des Förderlichen entdeckt und erfindet. Es bewahrt also auch hier unser Begriff seine Bedeutung als eines Edelwortes. Die höchsten Empfindungen für die Hauptwerte des Lebens, für die idealen Werte, schwingen mit, wenn wir sagen: Persönlichkeit. Es ist nicht das sittliche Leben allein, auf das sich oft in christlich-humanen Kreisen seine Bedeutung beschränkt, es sind alle idealen Gebiete, auf denen sich Persönlichkeiten entfalten. Es ist ja eine große Hochschätzung des Sittlichen, daß manchmal der Ausdruck sittliche Persönlichkeit als ein Pleonasmus empfunden werden kann; damit verhält es sich gerade wie mit dem entsprechenden Ausdruck: sittlicher Charakter. Beidemal zeigt sich der Triumph des Sittlichen darin, daß es sich solcher Begriffe, wie Charakter und Persönlichkeit bemächtigt hat; als könnte es gar keinen andern Charakter und keine andere Persönlichkeit geben als sittliche. Das ist die tiefe Wahrheit an dem oft scherzhaft gebrauchten Wort, daß sich das Moralische von selbst versteht. Wir müssen aber das Wort Persönlichkeit auch für alle andern hohen Gebiete offenhalten. Dann wird für uns also das Sittliche nur ein einzelnes, wenn auch ein wichtiges Gebiet sein, auf dem sich Persönlichkeiten betätigen und ausleben. Wir dürfen nicht so eng sein; nicht nur das Gute ist von Gott, sondern auch — was sonst irgendein Lob ist, stammt von ihm. Wir wollen uns schon einmal freuen, daß unser Begriff Persönlichkeit so mit allem Guten und Großen gefühlsmäßig verbunden ist, daß sich beide Begriffe gegenseitig tragen und heben.

Auf welchem Gebiete ſie ſich auch betätigen möge, wir erwarten von der Perſönlichkeit immer etwas Eigenartiges und Neues. Wir wollen etwas Schöpferiſches an ihr gewahren. Wir verlangen Originalität. Wenn wir es in ein Bild faſſen ſollten, das unſerm Eindruck entſpricht, dann würden wir uns eine Quelle vorſtellen, die aus unbekannter Tiefe heraus unabläſſig und aus eigener Kraft ihr Waſſer emporſtrömen läßt. Dieſes Waſſer muß dann aber ſeinen ganz beſondern Geſchmack haben. Wir ſagen von der Perſönlichkeit, daß ſie aus einem nur ihr eigenen Grunde, aus ihrem Selbſt heraus nimmt oder empfängt, was ſie zu geben hat. Wir kommen damit auf den Grund ihrer Natur und wir kommen ebenſo auf den Grund der Natur, oder der Welt überhaupt. Das was gar nicht mehr ableitbar iſt, glauben wir hier zu ergreifen, oder wir glauben, daß es uns hier ergreift, daß wir von ihm oder mit ihm beſchenkt werden. Immer liegt in dieſen Fällen, wo wir vor dem Unableitbaren ſtehen, die paſſiviſche und damit die religiöſe Redeweiſe ſehr nahe. Und dieſem Urſprünglichen und Echten, dieſem Strom der Erkenntniſſe, wie ſie aus Gottes Hand kommen, dieſer Macht der Ideen, wie ſie einem himmliſchen Meer der Wahrheit entſtrömen, müſſen dann alle Schablonen und bisher gültigen Geſetze weichen. Es gibt zwar immer einen Kampf zwiſchen Altem und Neuem, aber wenn nur etwas von Wahrheit in dem Neuen wohnt, ſetzt es ſich durch. Jedenfalls haben wir da kein Recht, von Perſönlichkeit im höchſten Sinn des Wortes zu reden, wo überkommene Normen und Erkenntniſſe das vorherrſchende Gut bilden und die eigenen Ideen verdrängen, wo ſich das Selbſt vor Schranken und Geſetzen beugt, die altes und fremdes Beſitztum darſtellen. Zwar wird es keine Perſönlichkeit geben, die nicht ſolche Beſtandteile mit ſich führt; denn die wirkliche Perſönlichkeit ſteht in der Geſchichte und iſt ein Menſch mit ſeinem Widerſpruch; und die Menſchen bedürfen es, daß man Neues in alter Weiſe ſagt, um an ihr Verſtändnis anzuknüpfen; aber das Entſcheidende muß immer das Eigne und Neue ſein.

Aber wir empfinden gerade, wenn wir an dieſe Seite der Perſönlichkeit denken, noch etwas anderes in ihr. Es genügt uns doch nicht, in ihr das Geniale zu ſehen, das ſich auf eigene Weiſe mit dem Urweſen der Dinge in Verbindung ſetzt. Es muß auch noch etwas in ihr geben, das härter iſt. Darauf ſchließen wir von dem Punkt in unſerer Seele aus, der die Macht der Perſönlichkeit empfindet. Mag dieſe klein oder groß ſein, mögen wir ſie mit dem Worte „Eindruck“ oder mit dem Worte „überwältigt werden“ zu erfaſſen ſuchen, es iſt immer eine ſolche Kraft da. Es ſteckt beſtimmt in ihr eine Macht des Wollens oder beſſer des Willens. Wir ahnen ein Ich, das ſich ſelber will. Dabei iſt das „ſich“ der Ausdruck für jene von dem innerſten Selbſt her empfangenen Ideen und der ganzen von der Natur empfangenen Eigenart. Aber das Ich iſt dann ein Wille, der dieſe Eigenart aufnimmt in ſich ſelbſt, der dieſe Ideen will. Wir haben den Eindruck, daß dieſes Ich die Eigenart unterſtreicht und betont. Es behauptet ſie und führt ſie durch. Wenn ſich das Ich ſelbſt gefunden hat, dann will es auch ſich ſelber durchführen und durchſetzen. Mag das nun der Verſuch ſein, durch die ganze Breite eines Lebens ſeinen eigenen perſönlichen Stil geltend zu machen, oder mag es nur der kräftige Vorſatz ſein, weniges ganz energiſch in dem einen Sinn zu geſtalten, den die Natur darreichte und den das Ich aufnimmt, es iſt immer die beſtimmte, von dem Willen beſtimmte und behauptete Eigenart, die ſich geltend macht. Das Ziel iſt dann die Feſtigkeit und Geſchloſſenheit der ganzen

Geſtalt. Wir reden dann da von Perſönlichkeit, wo ein Eigner ſich ſelber treu bleibt — hier haben wir wieder die beiden Subjekte, die wir noch manchmal finden werden: das eine ſtammt von der Natur her und umfaßt die empfangene Eigenart, und das andere ſtammt vom Geiſte her und bezeichnet, daß das Ich jene ſeine Eigenart erkannt und aufgenommen hat, um ſie folgerichtig durchzuführen. Der Grad dieſer Erkenntnis kann nun ganz verſchieden ſein; es iſt in der Regel ein inſtinktives und intuitives Erkennen, alſo ein Ahnen und Fühlen unmittelbarer Art, denn nur das unmittelbare Selbſterkennen, das von ganz blaſſen Vorſtellungen begleitet iſt, läßt ſich hier ertragen. Einmal nämlich nimmt dieſes nur wenig Kraft weg, während das reflexive und bewußte Erkennen dem nach außen drängenden Geſtaltungstrieb zu viel Friſche und Wucht raubt; und dann iſt uns der Gedanke unerträglich, daß ein Menſch genau weiß, wie er iſt, um dann nachher aus dieſem ſeinem Wiſſen um ſich ſelbſt heraus zu handeln. Die Gefahr der Selbſtbeſpieglung und des Verluſtes der Naivität iſt dabei doch zu groß. Nur in dem Fall, daß jemand in beſtimmten Lagen zweifelt, wie er ſich zu verhalten habe, würde unſer Gefühl es erlauben, daß er ſich fragt und überlegt, wie er denn ſeiner Natur nach ſich entſcheiden müßte.

So ſehen wir an der Perſönlichkeit einen Beſtandteil, der über das Geniale hinausgeht: das Ich, das ſich mit Geiſt und Willen ausgerüſtet, ſelbſt betont und ſich treu bleiben will. In jenem oben gebrauchten Bild geſprochen, die Quelle muß gefaßt werden. Wenn wir einen Menſchen ſehen, in dem es nur ſo rauſcht und ſprudelt von Einfällen und Ideen, wie in einer Quelle, die Kraft des Willens dahinter vermiſſen wir aber, die das Eigne bejaht und das Fremde geſtalten möchte, ſo reden wir von einer elementaren Naturkraft, aber das Wort Perſönlichkeit iſt uns doch zur Bezeichnung dieſer Art zu edel. Ich möchte ſagen, wie das Genie mehr dem Naturbereich, ſo gehört die Perſönlichkeit der Kultur an, oder mit andern Worten: wir finden in dieſer Seite unſeres Begriffs ebenſo den Charakter wieder, wie in der vorher behandelten die Eigenart. Das beſtimmte Gepräge, das ſich ein Menſch von ſeinem Ich aus gibt, das Regiment über ſich ſelbſt, die Stärke der betonten Eigenart, das iſt es, was wir meinen. Wir werden nie einen Menſchen mit dieſem Worte benennen, der, wie das ja leider ſo oft der Fall iſt, mit Genie den Wahnſinn verbindet. Wir werden es verſtehen, wie die Alten gerade in der Extaſe, die den Menſchen ſeines Ich und ſeines Willens beraubte, ein Organ der Gottheit ſahen, weil dieſe ſich des herrenloſen Geiſtes um ſo eher bemächtigen konnte; aber das Wort Perſönlichkeit iſt doch zu ſehr mit Kulturgehalt und beſonders auch ſittlichem Gehalt geſättigt, als daß wir es noch auf ſolche ſubjektloſe Weſen anwenden könnten.

Haben wir uns bisher noch auf dem Boden der begrifflichen Darſtellung bewegt, die Wille und Genie, Geiſt und Natur gleichmäßig in der Perſönlichkeit zuſammendachte, ſo wird ſich natürlich in der Wirklichkeit des Lebens die Sache anders ſtellen, wir werden in ihr alle Grade von Miſchungen finden. Bald wird das eine und bald das andere Stück vorherrſchen. Wir werden bei Künſtlern und Dichtern häufig den Eindruck haben, daß die Natur vorherrſcht, denn wir gewahren ein Strömen wie an einer Quelle, und dabei iſt alles, was hervorquillt, um dieſer einen Quelle willen einheitlich und eigenartig. Dann haben wir wieder den Eindruck, daß das Ich mit ſeinem Willen formt und geſtaltet und ſeine ganze Kraft dahinterſetzt, um ſeine Eigenart folgerichtig durchzuführen. Letzteres iſt vielleicht der Fall bei dem Politiker und

dem Erzieher, überhaupt bei solchen, die auf Menschen und Verhältnisse umgestaltend einwirken wollen, wie bei Aposteln und Propheten. Aber auch sie können mit ihrem Willen eine Kraft erreichen, daß man sie nur mit einer Naturgewalt vergleichen kann. Sie wirken wie ursprüngliche Natur. Goethe weiß in der Tat nichts Höheres von einem solchen auszusagen, als daß er eine Natur sei. Sicher ist aber dann die ganze Gestalt möglichst ungebrochen und einheitlich zu denken, wenn sich auch der untersuchenden Betrachtung des Historikers Zusammenfügungen, Kompromisse und Widersprüche ergeben; im Augenblick wirkte doch ein Napoleon oder ein Bismarck wie eine Kraft der Natur, voll elementarer Gewalt.

Wenn uns solch eine Naturmacht auf den großen wertvollen Gebieten des Lebens, also auf dem der Religion, der Kunst, der Philosophie und des menschlichen Zusammenlebens entgegentritt, dann empfinden wir in ihr etwas wie eine Offenbarung. Und das geschieht um so mehr, je mehr etwas Dämonisches in ihnen wohnt, dieses Dämonische im antiken, nicht in dem durch das Christentum bestimmten Sinn genommen. Das Elementare in ihnen erscheint dann gar leicht so, daß es überhaupt nicht mehr von einem menschlichen Subjekt zu reden erlaubt, sondern daß es in jenen großen Zusammenhang tritt, in dem es zu dem Wort einer überpersönlichen, übermenschlichen Macht wird. Auf religiösem Gebiet spricht man dann von Propheten, auf andern Gebieten von unsern Großen. In jener elementaren gefestigten Gestalt ahnt man etwas Absolutes, das allem schwankenden menschlichen Wesen überlegen ist. Darin aber liegt eine Fülle von Schwierigkeiten. Sie sind durch die Frage bezeichnet, wie denn nun das Absolute mit den verschiedenen geschichtlichen Erscheinungen sich vertrage? Wie es denn z. B. sich reimen lasse, daß wir Christen an die

geschichtliche Erscheinung Jesu von Nazaret unsern Glauben an den ewigen Gott knüpfen? Und auf dem Gebiet der Kunst könnte man ähnliche Fragen stellen; etwa: wie sich denn der Glaube an die Antike als eine geschichtliche Erscheinung vertrage mit dem Glauben, in ihr das Schöne erfaßt zu haben? Genau ebenso geht es mit den andern Gebieten, auf denen es sich um Normen und Ideale handelt. Immer ist das die Schwierigkeit: diese geschichtlichen Erscheinungen ragen zwar über die andern Menschen hoch empor, aber sie stehen doch wiederum mit ihnen in manchem Zusammenhang. Sie haben vieles mit ihren Vorgängern gemein, was sich in ihnen nur klar und hoch zum Vorschein bringt; sie haben auch anderes mit ihnen gemein, was ihrer eignen Höhe nicht entspricht, wie z. B. Jesus noch manche jüdische Vorstellung und Wertschätzung mit seiner Umgebung teilt. Dann wiederum aber geht von ihnen ein so starker Einfluß auf die Nachwelt aus, daß man schließlich ihre Ideen als selbstverständlich, ja als eine Mitgift der menschlichen Natur selbst anzusehen lernt. Und es ist gewiß auch oft fraglich, wie tief sie das Ihre herausgeholt haben aus dem, was allgemein menschlich ist — wenn es etwas derartiges auf unserm Gebiet überhaupt gibt und nicht alles Erwerb der Geschichte in der Kultur ist. Jedenfalls gibt das eine große Schwierigkeit: die Menschen, die auf unsere Großen folgen, haben auch wiederum ihr Eignes. Darin steckt etwas von diesem allgemein menschlichen Gut — wenn es solches gibt —, darin steckt etwas von dem Gut ihrer Zeit, etwas von den Nachwirkungen der Großen, die die Nachwelt noch bestimmen, und dann das X, das Anonyme, das jedem Menschen wieder eigen ist und nicht nur die Art darstellt, wie sich jene Bestandteile in ihm mischen. Darin werden wir nun die große Schwierigkeit finden: in wie weit ist jener Große Autorität? Hat der Kleine sich ihm rest-

los zu unterwerfen, weil der Große die Erscheinung der Wahrheit ist? Weil es eine klassische Zeit der Offenbarung gibt? Oder hat der Durchschnittsmensch auch sein Recht, weil er ein Teil der Wahrheit in sich trägt? Liegt die Wahrheit in solchen großen Gestalten der Geschichte oder liegt sie in jedem Menschen? Sprechen die großen Gestalten der Geschichte nur aus, was in jedem Menschen liegt, oder besteht das Stück von Wahrheit, das in jedem Menschen liegt, in den Nachwirkungen der Großen? Auf diese Frage werden wir im zweiten Teil einzugehen haben, der uns die praktischen Fragen vorführen soll.

Aus diesen Ausführungen können aber wir schon allerlei abnehmen, was sich auf das Wesen der Persönlichkeit bezieht. Aber vor allem wird uns ihr Geschick in der Welt klar. Können wir als ihr Wesen einmal aussprechen, daß sie mehr oder weniger bewußt und klar sagt: Ich will mich —, aber auf jeden Fall stark und geschlossen sich wirklich will, so folgt allerlei daraus, was zu ihrem Geschicke gehört. Je stärker dieses Wort oder dieser Grundzug „Ich will mich“ in ihr wohnt, desto mehr weckt er auch ein „Ich will nicht“. Und zwar zunächst in der Persönlichkeit selbst. Dieses „Ich will nicht“ richtet sich gegen die Vergangenheit und gegen die Umgebung, von der sich jenes ihr Eignes so stark abhebt. Aber in dieser Umgebung macht sich auch der Persönlichkeit gegenüber ein „Ich will nicht“ geltend. Die Tradition und die Autorität haben auch das Bedürfnis alles Lebendigen, sich zu erhalten, wie sie sind, und darum sagen sie zu dem Träger des Neuen „Ich will nicht“. Dann gibt es den bekannten Zusammenstoß zwischen den Priestern, den Hütern des „Alten“, und den Propheten, den Herolden des Neuen. Je stärker in der Persönlichkeit die Gefühle der Begeisterung für ihr eignes Neue und ihr Haß gegen das Alte sind, desto mehr wecken sie umgekehrt diese Leidenschaften in

ihrer Umgebung. Leidenschaften treten auf den Plan; denn ohne sie ist der starke Wille, in dem wir neben dem Genialen das Kennzeichen der Persönlichkeit fanden, nicht zu denken. Dann aber wirken beide Teile gerade nicht beglückend aufeinander ein. Die Persönlichkeit macht sich ihrer Umgebung oft genug als eine Last geltend. Mindestens wirkt sie sehr unangenehm, weil sie alte Gewohnheiten und Autoritäten ins Unrecht setzt. Sie wird dann oft genug als Tyrannin empfunden, wenn sie mit ihrer Leidenschaft ihre einseitige neue Idee durchsetzen will. Aber noch schmerzlicher wirkt dann meist ihre Umgebung auf die Persönlichkeit. Unsinn gewordene Vernunft, Plage gewordene Gewohnheit sträuben sich gegen sie mit allen Machtmitteln. Freilich nicht immer; oft ist die Idee, die die Persönlichkeit trägt, so sehr der Zeit aus der Seele geholt, oder auch so einleuchtend, daß aller Widerstand gar bald verstummt. Aber oft ist es auch anders, zumal, wenn es sich um große grundlegende Ideen für die Gemeinschaft der Menschen handelt, ein Gebiet, auf dem Gewohnheit und Leidenschaft am stärksten zu wirken pflegen. Dann muß die Persönlichkeit es büßen, daß sie ihrer Zeit voraus ist mit ihren eignen Ideen. Wenn sich dann herausstellt, daß ihr nichts Eindruck macht, sie aber auf einzelne einen starken Eindruck hervorruft, wenn sie zeigt, daß sie keine Autoritäten und keine Tradition achtet, sondern selber Autorität sein und Tradition begründen will, dann erhebt sich wider sie der Haß. Wer selber einer sein will und es sich auch mit seinen geistigen Mitteln erlauben kann, hat immer die vielen wider sich gehabt. Dann gibt es Kampf. Darin zeigt sich, ob beide Stücke, die zur Persönlichkeit gehören, jene eigenen Ideen und die Kraft sie zu behaupten, ihr eigen sind oder nicht. Hat sie beides, dann ist der Kampf nur dazu da, um es desto stärker hervorzukehren. Hat sie beides nicht,

dann zerbricht sie. Luther und Schell sind Beispiele für beide Möglichkeiten auf dem religiösen Gebiet. Hat sie beides, dann wird sie sich aber dennoch durchsetzen, und wenn es auf dem bekannten Wege ist, daß durch Sterben ein Werden voll Kraft und voll Klarheit zustandekommt. Dann ist allerlei von der Urwahrheit durch die Persönlichkeit gewonnen. Aber sehr oft oder immer sinkt dann dieses Stück Urwahrheit wieder in den Staub der Vergessenheit; oder es wird platte Jedermannserkenntnis und mit jedermanns Geist verquickt und bedrückt. Dann muß wieder einmal ein ähnliches Licht aufleuchten, wenn es wieder zu dunkel geworden ist. Es scheint dann oft, als sei das Licht, das hier aufleuchtet, dasselbe wie das, das in dem frühern Träger aufgeleuchtet hat. Aber sieht man genau zu, so ist es zwar Licht, aber doch ein ganz andres. Auch in ihm sieht man Offenbarung von Wahrheit, aber doch stellt sie sich nicht als die Wahrheit heraus. Wieder sind Erdenreste genug zu tragen, und oft genug sind Widersprüche gegen frühere Erkenntnis dabei. Das macht es dann so schwer, sich unter den Autoritäten zurecht zu finden. Der Gedanke, daß der Weltgeist die Wahrheit auf den verschiedenen Gebieten nur bruchstückweise und nicht ungemischt und widerspruchslos darbietet, hat etwas Peinliches. Wir können diese Schwierigkeit nur kleiner machen, wenn wir so sagen: die Wahrheit ringt sich langsam auf und will nicht nur empfangen, sondern auch erkämpft sein, sie hat für jede Zeit ein anderes Gesicht, vielleicht weil die Zeiten selbst ein anderes Auge haben. Sicher aber kann diese Verschiedenheit nur dazu dienen, daß niemend von den mittlern und kleinern Geistern ein Knecht der Großen werde. Es geht ganz in den Bahnen unserer Gedanken, wenn wir sagen, daß sich auch jeder von diesen auf sich selbst besinnen soll. Insofern dehnen wir das Recht, selber einer zu sein, auch auf das

Heer der kleinen Geister gegenüber den Großen aus und beschränken es nicht nur auf die Zahl der Großen gegenüber den Kleinen und den Vielen.

Diesen mittlern und kleinen Geistern sind wir noch ein Wort schuldig. Denn es könnte scheinen, als wenn wir tatsächlich nur den ganz Großen den Ehrennamen der Persönlichkeit wollten zuerkennen. Aber zuerst soll noch einmal betont werden, was wir uns an diesen als klarsten Modellen für unsern Begriff haben anschaulich machen wollen. Das Edelwort Persönlichkeit können wir nur da gebrauchen, wo Eignes in starkem Maße zu finden ist. Das ist der Naturgrund, der auf die Person hinweist, die wir als Trägerin von Eigenrecht und Eigenart erkannten. Dieses Eigne aber können wir in unserm Fall bloß in Ideen sehen, die als Abglanz einer Welt des Wahren, Guten und Schönen, als die Welt Gottes und alles Idealen durch diese großen Persönlichkeiten hereinleuchten. Wir kennen keinen andern Weg für diese Ideen als sie und wenden das Wort, wenn wir irgend es genauer nehmen, nur da an, wo wir etwas derartiges gewahr werden. Dazu aber muß dann noch die Betonung und Behauptung dieser eignen Ideen durch Einsicht und Willenskraft des Ich kommen, die sich bis zur Leidenschaft steigern darf. Es muß auch Eifer und Fleiß dabei sein; das ist der unbedingte Zuschuß von Sittlichem, der für jedes Gefühl in unserm Edelworte liegt. Denn nur so kann der Mensch dessen wert sein, der Wahrheit als Auge und Mund zu dienen, als Auge, mit dem sie in die Welt blickt, als Mund, durch den sie spricht. Und eine solche Persönlichkeit kann es sich erlauben, ganz echt und wahr zu sein, so schlimm auch die Korrektheit und Konvention ihrer Zeit das aufnimmt. Gerade dieser unvermeidliche Zuschuß von Sittlichem ist das Mehr, das die Persönlichkeit vom Genie scheidet; verbummeltes Genie

kann man sagen; verbummelte Persönlichkeit ist ein Widerspruch in sich selbst. Ein Genie kann auch ein Lump sein, eine Persönlichkeit nie.

Es sind dieselben Bedingungen, die wir erfüllt sehen müssen, wenn auch in kleinerm Maßstab, wenn wir irgend jemand den Ehrennamen der Persönlichkeit zusprechen sollen. Vor allem muß es ein Gebiet menschlichen Lebens sein, das über dem gewöhnlichen und gemeinen Grunde der Welt steht. Also es sei wieder das religiöse, das sittliche Gebiet, das Gebiet des Verkehrs mit den Menschen, das Gebiet des Schönen oder des Geistes im engern Sinn. Wir könnten ja auch von einer Gestalt wie Richard III. oder Cesare Borgia als von Persönlichkeiten reden; aber es widerstrebt uns doch, dies zu tun, und wieder ist es gerade jener Umstand, daß sich doch leise die weitgehende Versittlichung aller Begriffe auch auf diesen unsern Begriff erstreckt hat. Darum verlangen wir wenigstens sittliche Neutralität, aber keine widersittliche Grundrichtung. Auf diesen Gebieten nun ist es jenes Doppelte, was wir erwarten. Einmal muß uns an einem Menschen etwas wirklich interessant sein, wenn wir ihn als eine Persönlichkeit bezeichnen wollen. Langweilige Alltagsmenschen bekommen diesen Namen nicht. Dieses Interessante braucht nun gerade nicht etwas durchaus Neues zu sein, aber es muß diesem Menschen wirklich zugehören. Wir müssen den Eindruck haben, daß dieses, um deswillen er uns interessant ist, wirklich mit dem innersten Wesen seiner Person zusammenhängt und übereinstimmt. Es darf unter keinen Umständen so wie es ist, entlehnt, abgeguckt und um irgendwelcher Zwecke willen angenommen sein. Wir wollen unbedingt Selbständigkeit fühlen, Unabhängigkeit von andern Menschen, mag auch jenes Eigentümliche mit dem anderer weithin übereinstimmen. Es muß eine eigene Note, es muß

ein Ich dahinter stehen, also etwas, das man mit dem Vor- und Zunamen dieses Menschen bezeichnen kann. Und davon gibt es mehr, als man denkt; leider hat es unsere sogenannte Erziehung und Kultur beeinträchtigt, wie das Eis zur Eiszeit die Täler erhöht und die Hügel abgetragen hat, so daß man jetzt wie durch eine ganz langweilige glatte Fläche dahinfährt, wenn man die meisten Menschen ansieht. So etwas Eignes muß uns also zuerst aus einem solchen Menschen ansehn, und natürlich etwas wirklich Eignes, nicht etwas, das er sich zu diesem Behufe erst angelegt hat, um auch eine Persönlichkeit zu sein. Das unmittelbar Natürliche und Echte, das jeder Regelung im Sinn der Korrektheit spottet, das Natürliche, das nicht einmal mit der „Mistgabel“ auszutreiben ist, aber wohl durch unsere sogenannte Kultur, das muß uns aus dem Wesen eines Menschen entgegenblitzen und uns fesseln, mag es auch an sich noch so wenig hervorragend sein, mag ein solcher Mensch auch weder Urheber noch Gegenstand literarischer Tätigkeit werden. Und dann müssen wir ein Ich dahinter merken, das sich selber so und nicht anders will: so bin ich und so bleibe ich, denn so will ich mich. Ob das jetzt nun sich auf dem Gebiet des Schönen oder im Urteil über Politik oder in der Behandlung der Menschen äußert, das ist ganz gleich. Ob sich dieser Wille, sein Eigentümliches zu geben und zu bewahren, in einem Aufsatz für eine Tageszeitung oder in der Art zeigt, wie der Kunsthandwerker einen Stuhl herstellt oder noch besser eine Truhe bemalt, macht für die Sache selbst nichts aus. Es kommt nicht auf den Umfang des Gegenstandes, sondern nur auf die Stärke der Ausprägung jenes Eignen an. Der Todfeind ist immer nur die Schablone und die Maschine. Das heißt, wer die Schablone und die Maschine benutzt, weil er nichts anderes kann, der ist von der Persönlichkeit fern; wer sie macht, der kann dagegen

genug Perſönlichkeit in ſich haben. Es muß nur irgend erkennbar ſein, daß jemand ſelber einer ſein will, ohne daß er es bloß wünſcht. Der Grad der Bewußtheit macht nichts aus; echter iſt die ganze Sache in der Regel, wenn man gar nichts davon weiß, daß man ſo eine Perſönlichkeit ſein ſoll und kann, denn ſonſt iſt gleich ſchon die Echtheit bedroht. Wo wir aber einen echten Willen ſehen, ſich ſelbſt zu behaupten, einen Willen, der mit den nötigen geiſtigen Mitteln dazu ausgerüſtet iſt, da bekommen wir Reſpekt. Da iſt es gleich, ob es ein Bauer, oder ein Lehrer, oder ein Handwerker, oder ein Fabrikarbeiter, oder eine Hausfrau iſt. Sicher muß es ja nicht ein Menſch ſein, der mit dem literariſchen Gebiet Fühlung hat. Wer kann ſich nicht einen Bauer denken, der ſeine ganz eigenen Ideen über die Hebung und Entwicklung ſeines Hofes oder ſeines Dorfes hat, und dieſen nun mit geſchloſſener Kraft zum Ausdruck verhilft? Wer kann ſich nicht einen Fabrikanten denken, der ſeiner Stadt als Stadtrat oder als Menſch an ſich ſein Gepräge gibt, weil er Ideen und einen geſchloſſenen Willen hat, ſie durchzuſetzen? Wen berührt nicht in einfachem Bürgerhauſe der Geiſt der Hausfrau, der nun einmal die Dinge des Haushaltes nicht nach mütterlichem oder großmütterlichem Vorbild und nicht nach der Mode, ſondern ganz eigenartig, und zwar geſchloſſen eigenartig geſtaltet, ſo daß man überall ſagen muß: Siehe, da iſt ſie ja auch! Oder wer hätte nicht ſeine Freude, wenn er einen Aufſatz lieſt, wie ihn die Zeitungen ſo oft abdrucken, einen Aufſatz von einem kleinen Schüler, in dem nun einmal alles mit ganz eigenen Augen angeſchaut und mit eigenen Worten ausgedrückt wird! Da ſind die Keime zur Perſönlichkeit vorhanden — wenn ſie nur immer zur Entwicklung kommen dürften!

Es handelt ſich immer um dasſelbe wie vorhin, nur in kleinerem Maße. Wir reden von Perſönlichkeit, wenn wir in

einem Menſchen ſehen, daß er ſein eigenes beſtimmtes Verhältnis zu wirklichen echten Werten des Lebens durchführt. Wir wollen an einem ſolchen Menſchen etwa folgendes ſehen: Glaube als eigenes Verhältnis zu Gott und göttlichen Dingen, nur keine vorgeſchobene Maſſenreligion oder gar einen Glauben, der unbedingt glauben will, was die Kirche glaubt, oder wir wollen Überzeugung gewahren, eigene Überzeugung von den Dingen der Welt und des Lebens, wie ſie erworben und erkämpft worden iſt, und zwar nicht ohne Opfer; wir wollen ihn urteilen hören, urteilen über dieſen und jenen, über dies und das, aber aus dem eigenen Gefühl und Verhalten heraus, ohne Beeinfluſſung durch andere, wir wollen Stil ſehen in den Briefen, in der Wohnungs- oder Lebenseinrichtung, in der Kleidung oder was es ſonſt noch erträgt, Stil zu haben; wir wollen Geſchmack ſehen, eigenen Geſchmack, der ja andern geſchmacklos vorkommen mag, die auch ihren Geſchmack haben, aber nur nicht jenes Mitmachen und Nachſchwätzen, wie es ſo häufig iſt; wir wollen Gewiſſen ſehen, alſo die eigentümliche Stimme, die das Gute in einem Menſchen angenommen hat, ſo daß er, aber nur er, ſo handeln muß, wie er handelt. Es iſt immer die Art, wie ſich ein Menſch zu den Werten des Lebens ſtellt, und zwar auf Grund ſeiner Eigenart und auch mit folgerichtigem Willen, was wir ſehen wollen, wenn wir ſagen ſollen: das iſt eine Perſönlichkeit. In jenen großen Perſönlichkeiten hatten wir ſo ſtark unter dem Eindruck geſtanden, daß ſich hier die abſoluten Werte ſelber kund tun, daß wir von Offenbarungen ſprechen, die ſich in jenen vollziehen — ſo überwältigend treten ſie oft in ihnen hervor. Hier wenden wir ſtatt dieſer paſſiviſchen Redeweiſe lieber die aktiviſche an; wie ſich ein Menſch zu den Lebenswerten ſtellt, das entſcheidet über ſeinen Grad von Perſönlichkeit. Dabei liegt natürlich

noch im Hintergrund, daß es ihm diese Werte so angetan haben, daß er in ihrem Bann steht, aber nur so weit und in der Weise steht er in ihrem Bann, wie es seine von Natur und durch diese Entwicklung so gewordene Eigenart erfordert und erlaubt.

Wir wollen auch solche Persönlichkeiten kleinern Grades immer echt und sich selber treu sehen. Wir wollen an ihnen eine gewisse Überlegenheit spüren, wenn sie einem auch nicht den Atem zu rauben braucht, wie etwa Bismarck einem den Atem rauben konnte. Wir erwarten, daß sie Eindruck macht, daß wir ihre Züge, besonders ihr Auge und ihre Stimme nicht so schnell vergessen. Wir wollen sie immer auf der Höhe und als Herrn der Lage sehen. Wehe ihr und wehe uns, wenn wir sie einmal ängstlich, verlegen oder gar lächerlich haben sehen müssen! Sie muß immer, auch in schweren Stunden und schwachen Augenblicken herrschen vermöge ihres Willens. Ja wir erwarten, daß sie sogar aus dem Sterben noch eine eigene Tat macht, denn das ist das Interesse der Geschichtschreibung oder der Dichtung, uns zu zeigen, wie große Geister sogar das Sterben noch in die eigene Hand nehmen. Niemals Amboß, immer Hammer, nie Natur, immer Geist, nie Stoff, sondern immer Gestalt — das wollen wir sehen. Das Leben darf sie nie überwältigen, weder mit Freude, noch mit Schmerz, weder mit seinen Naturereignissen, noch mit der Umgebung, die es an uns heranbringt, sondern es soll die Persönlichkeit immer sagen: „Aber ich will“, oder „Ich will nicht“ und „Ich will“ oder „Ich will nicht, gemäß meinem Eignen, und das will ich bis zum äußersten und letzten. Ich will mich in allen Fällen“ — das ist Persönlichkeit. Ob das Gebiet groß und hoch oder ob es klein und niedrig ist, das macht nichts aus.

Eigenbrödler und andre Scheinpersönlichkeiten.

Es ist gut, wenn man einen so schweren Begriff, wie den unsern noch dadurch klarer macht, daß man ihn gegen andere abgrenzt, mit denen er verwechselt werden kann. Es fallen uns einige Wörter ein, die mit Eigen beginnen: Eigensinn, Eigenbrödler, womit der Sonderling verwandt ist. Wie steht es damit? Sicher läuft mancher umher, der mit diesen Namen oder mit ähnlich wohllautenden Synonymen, wie Dickkopf oder gar Narr, bedacht wird, aber es steckt darin doch ein Eigner, der nur noch nicht oder nicht mehr die nötige Kraft hinter sein Eignes setzt, wie sie in einem starken freien Ich stecken sollte. Aber es wird auch umgekehrt mancher als eine Persönlichkeit angesehen, der bloß ein Eigensinn oder ein Sonderling ist. Bei all diesen Leuten ist das Eigne vorhanden, aber es fehlt die geistige Kraft der Selbständigkeit, es mit freiem offenem Auge zu vertreten und mit dem hellen Klang des Wortes: „Ich aber will!“ Es ist aber doch bei jenen die Natur noch zu stark, es sind — das Wort im weitesten Sinn einmal genommen — pathologische Naturen, also solche, die nicht freie Herrn ihrer selbst sind, wie wir es durch das mit Einsicht und Willen ausgestattete Ich werden sollen. Scheint auch manche echte Persönlichkeit ein Dickkopf, so ist der Dickkopf doch keine Persönlichkeit, denn er kann nicht mit seinem Ich über seine Launen und Vorurteile hinweg, es ist etwas bei ihm festgefroren und eingedörrt, und das macht ihn sich untertänig, anstatt daß er es sich untertan machte. Natürlich ist das Urteil der einzelnen Personen sehr verschieden über das, was sie als einen Dickkopf und Sonderling und was sie als eine Persönlichkeit ansehen. Noch viel schlimmer ist aber der Persönlichkeitsfex oder das Persönlichkeitsgigerl — am besten nimmt man tat-

sächlich hier den sächlichen Artikel. Hier ist weder etwas Eignes, noch der Wille vorhanden, es zu behaupten; es ist alles Kopie und statt des Willens bloß der Wunsch, das abgeguckte Spucken und Räuspern recht vernehmlich kund zu tun, damit sich das Gigerl interessant macht. Das ist bloß ein kraftloses Wünschen, das sich mit Hilfe elender Reflexion aufbläst, aber bald platzt das ganze Gebilde jämmerlich auseinander. Gegen einen solchen Schwindler ist doch eine brave ehrliche Kopie, die weiter nichts sein kann, aber auch nichts sein will, als eine Kopie, eine Wohltat, weil sie wahrhaftig wirkt. Diese Plusmacher sind die Verkehrung der Persönlichkeit nach dem einen äußersten Ende hin, es ist ein gewisses, wenn auch schwaches Wünschen da, aber kein Eignes. Auf der anderen Seite stehen das Kind und der Narr, wer wird nicht seine Freude haben an einem Kind mit seinen vielen absonderlichen Einfällen? Aber man nennt es doch noch keine Persönlichkeit, höchstens spricht man von seiner Anlage zu einer solchen. Wer ist ferner absonderlicher und eigner als der Kauz oder der Narr? Wer aber spricht darum von Persönlichkeit? Man bedauert ihn, weil die Lenkung durch ein einhelliges klares Ich verloren ist; hier ist ein Schiff ohne Steuer. Es fehlt beiden letztern auch an äußerlich sichtbaren Zeichen, die auf Persönlichkeit schließen lassen, es fehlt das feste sichere Auge und die bestimmte Betonung samt dem ausgesprochenen sicheren Gang, wie sie der Persönlichkeit eigen sind. Es fehlt ihnen ebenfalls in der Regel jenes hypnotische Vermögen, wie es immer einem Willen eignet, der etwas Eignes will und noch dazu weiß, was er will. Kind und Narr stehen auch im Passivum, die Persönlichkeit im Aktivum, sie ist Herrschaft und Tat, mag sie auch der dankbaren und bewundernden Betrachtung anderer und mitunter sogar ihrer eignen als Gabe und Offenbarung erscheinen.

Daß es vor allem die zusammenfassende und straff haltende Macht des Ich ist, die die Persönlichkeit ausmacht, sehen wir an sinnverwandten Ausdrücken. Wenn wir sagen: „Er ist ein ganzer Mann“ oder auch etwas derber „Er ist ein ganzer Kerl“, wobei beidemal auch das Wort „ganz“ noch fortfallen kann: „Das ist ein Mann, ein Kerl“, oder auch bloß „Das ist Einer“, um durch den knappen Ausdruck gerade das höchste zu bezeichnen, dann meinen wir doch sicher etwas Ähnliches. Wir sehen einen Menschen vor uns mit blitzenden Augen, der kaum die Hand zu einer befehlenden Gebärde zu erheben, der kaum mit dem Fuß aufzutreten braucht, um wissen zu lassen und durchzusetzen, was er will. Das Kind, der Trotzkopf kann noch fester aufstampfen, aber er muß so tun, während die Persönlichkeit will. Jene sind unkritisch, weil ihnen ihre Leidenschaft bloß diktiert, was sie wollen und was sie nicht wollen müssen, diese ist kritisch, weil sie vor diesen die Klarheit voraus hat. Jene erzwingen ihren Willen wie ein Tier, vor dem man Angst hat, diese aber hat starke bestimmende Kräfte, und mit ihnen zwingt sie manchen Schwachen, sich zu verleugnen, ob solches nun recht oder nicht recht ist.

Das ist Persönlichkeit: die starke Betonung eines Eignen, das sich auf einem Gebiet menschlich wertvoller Dinge geltend macht. Keines dieser drei Stücke können wir vermissen: das letzte nicht, denn es ist nun glücklicherweise dies Wort von dem Sprachgebrauch zum Teil so stark mit dem Geist solcher Wertschätzung in Anspruch genommen worden, daß man sofort verstanden wird, wenn man sagt: Es ist eine Persönlichkeit; jeder wird diesen Satz mit Achtung anhören und den Eindruck von etwas Wertvollem erhalten. Darum müssen wir immer mehr darauf halten, daß dieses Wort zur Bezeichnung solcher menschlicher Werte aufbewahrt und zurückgehalten wird. Die

Hinzufügung von edel oder vornehm oder tüchtig muß als überflüssig empfunden werden. Und Eigenart muß es sein: eine eigene Stellung zu jenen wertvollen Dingen, sei es, daß diese Werte, wie es bei den Genien und den Großen geschieht, sich in Menschen ein Organ schaffen, oder daß diese zu ihnen eine besondere Stellung suchen. Und eine starke Betonung dieses Eignen im Verhältnis zu den Werten muß es sein, die auf einem kräftigen und harten Ich beruht. Darum müßte es ebenso als ein Pleonasmus, als überflüssige Verdoppelung empfunden werden, wenn man zu Persönlichkeit hinzufügt die Beiwörter: eigentümlich und stark. Nebenbei: Ist das nicht ein Weg, um den Inhalt eines Begriffswortes zu fassen: man fügt ihm so lange Beiwörter vor, bis man das Gefühl hat, daß sie überflüssig sind, weil man einen Pleonasmus erhält? Dann hat man ja einige Begriffe gefaßt, die das Wesen des Wortbegriffs enthalten, nach dem man sucht. Dagegen gibt es Möglichkeiten genug, um innerhalb des Umfangs unseres Begriffes Richtungen und Grade auszudrücken, in denen er gelten kann. Die religiöse Persönlichkeit, die organisatorisch veranlagte Persönlichkeit — diese Ausdrücke sagen nichts aus, was überflüssig und nichts, was innerlich widerspruchsvoll ist. Die Grade der Persönlichkeit werden bezeichnet mit Worten wie: eine hervorragende Persönlichkeit, wobei freilich nicht an Rang und Stellung, sondern an die Kraft gedacht werden darf, die der Seele innewohnt; dieser Ausdruck ist aber auch ebenso wie der „eine eindrucksvolle Persönlichkeit" schon fast ein Pleonasmus. Dagegen ist es ein Widerspruch, wenn man das Wort schwach oder widerspruchsvoll mit unserem Worte verbindet. Sagt man es doch so, dann hat man schon den engsten Begriff, also den Idealbegriff, verlassen und ist zu einem farbloseren Sachbegriff übergegangen. Wir reden aber an unserer Stelle

von dem Idealbegriff. Und in bezug auf ihn müssen wir noch auf eine Eigenschaft des Sprachgebrauchs aufmerksam machen. Unser Wort ist eine Eigenschaftsbezeichnung wie alle Wörter auf -keit. So kann man streng genommen sagen: „Er hat Persönlichkeit", also die Eigenschaft, in einer eigentümlichen Weise Lebenswerte stark zu betonen. Nehmen wir so das Wort „haben" zu Hilfe, dann meinen wir, er hat diese und jene Eigenschaft, aber dabei oder auch vor allem auch noch die, daß er eine Persönlichkeit ist. Sagen wir aber: Er ist eine Persönlichkeit, so denken wir den Zusammenhang zwischen ihm und dieser Eigenschaft viel enger, dann hat er sie in so starkem Maße, daß sie als vorzüglichstes Prädikat von ihm ausgesagt werden kann.

Einheitlich und klar ist immer nur der Begriff. Wenn wir ihn gefaßt haben, wie wir es taten, dann ist noch lange nicht gesagt, daß jeder, auf den wir ihn nun anwenden, im ganzen Maße das sei, was er besagt. Es ist nicht jeder immer Persönlichkeit; es gibt sicher viele Persönlichkeiten, die sehr häufig unter diese ihre Linie hinuntersinken. Niemand ist vor seinem Kammerdiener ein Held. Dann müssen wir uns damit begnügen, zu sagen, daß wir bloß eine Person vor uns haben, wir rauben einem solchen also die Ehre, die in der Verlängerung des Wortes liegt. Denn wir haben alles Interesse daran, unser Wort als eine ehrende Wertbezeichnung zurückzubehalten, um doch auch wirklich seelische Vorzüge und Verdienste ehren zu können. Wenn jedermann den Orden pour le mérite hat, hat ihn keiner.

Persönlichkeit und Glaube.

Wir wollen diesen Abschnitt beschließen, indem wir eine Art von Metaphysik der Persönlichkeit anfügen. Denn tatsächlich gibt es eine solche. Denn wie wir den Begriff gefaßt

haben, können wir in ihm zwei verschiedene Welten vereinigt finden. Es ist einmal die Welt des Wirklichen, und dann ist es die Welt der Werte. Es ist die Welt des Seins und die des Sollens. Die eine, die Welt des Wirklichen oder des Seins, zeigt sich in der Naturgrundlage, und zwar in der Eigenart, wie sie einem jeden Geschöpf mitgegeben wird. Die andere zeigt sich in der Welt der Werte, ob es nun das Heilige, das Gute, das Wahre oder das Schöne ist. In der Weise, die wir nun oft beschrieben haben, vereinigen sich beide in der Persönlichkeit, die Werte schaffen sich Organe und es gibt für sie, weil es eben Menschenwerte sind, keine andern als Menschen; und die Menschen stellen sich ihrer Eigenart gemäß zu den Werten, und sie können und dürfen sich nicht anders zu ihnen stellen als eigentümlich. Die Werte arbeiten sich aber heraus in der Kultur, darum kann man auch sagen, daß sich in der Persönlichkeit Natur und Kultur finden und zu einem neuen dritten, zu einer Kulturnatur durchdringen. Das ist dann aber auch das höchste, wenn darin Geist zur Natur wird. Wir haben dann in der Persönlichkeit gleichsam einen großen hohen Gottesgedanken einzigartig verwirklicht. Wir können dies mit einem Ausdruck bezeichnen, den H. Driesch wieder eingeführt hat: die Persönlichkeit ist eine Entelechie. Das heißt auf unserm Gebiet: es ist ein besonderer Gedanke Gottes, der in ihr zur Verwirklichung kommt, indem er einkehrt aus dem Reich des Idealen und des Absoluten in dem der Natur und Erfahrung, er nimmt wie eine Pflanze alles aus der Umwelt auf, was er sich aneignen und einverleiben kann, er durchdringt es aber mit seinem eigenen Gehalt, wie die Entelechie etwa des Sauerampfers alle angeeigneten Bestandteile aus Luft und Boden sauer macht. So wird dann die Persönlichkeit ganz sie selbst, so weit und reich sie auch werden mag. Sie

gestaltet alles nach ihrem Bild, und was sie nicht darein gestalten kann, das läßt sie liegen. So wird sie ganz wahr. Von der Vorbildlichkeit der Natur halte ich nicht viel, aber eines ist sicher an ihr vorbildlich, wenn wir von dem Reich des Mechanischen in das des Geistes zu übertragen verstehen: alles in ihr ist wahr, denn es hat seine eigene Art. Am Apfelbaum ist alles Apfelbaum, am Hund alles Hund. Es wird eben alles organisch eingearbeitet. Aber der Mensch schleppt so viel auf seinem Rücken mit, was nicht sein eigen ist.

Wir können in unserer Metaphysik noch einen Schritt weitergehen, und zwar ins Religiöse hinein. Die Menschen suchen Gott teils in dem Reich der gegebenen Wirklichkeit, teils in dem der Werte. Im ersten Fall beten sie die Natur an und halten alles, was sie liefert, für heilig. Im zweiten Fall sehen sie Gott in dem, was gelten soll, und erklären dabei leicht alles, was gegeben ist, für unheilig. In diesem Fall stellt man gern als Muster des Heiligen bestimmte Einzelwesen auf, die in ihrer eigenen Weise einmal das Geltende verwirklicht haben. Dann werden alle andern dazu verdammt, mit Unterdrückung ihrer Eigenart bloß Kopien dieser Ideale zu werden. Aber es muß auch der Gott des ersten Artikels sein Recht behalten, der die wunderbare Fülle der Eigenarten spielend schafft. Indes dürfen wir jenem einseitigen Standpunkt nun nicht den ebenso einseitigen andern entgegenstellen, daß nun alles, was aus den Händen der Natur hervorkommt, ohne weiteres heilig ist. Heilig ist ein Kultur- und Wertbegriff. Diesem Standpunkt gegenüber müssen wir den Gott des zweiten und dritten Artikels betonen, der in der Geschichte, zumal in dem einen Großen gesprochen hat. Oder vielmehr wir haben ja nur einen Gott, denselben, den wir in allen drei Artikeln bekennen. Der schafft die Eigenarten auf die Werte hin, will aber die

Werte nur in Eigenarten haben, denn sonst hätte er uns nicht dieses starke Gefühl für die Werte oder nicht dieses starke Drängen zum Eignen eingepflanzt. Gott will die Mannigfaltigkeit der Werte, wie er auch den Wert der Mannigfaltigkeit will. Er ist ein ewig reicher Gott, er will auch eine reiche Menschheit schaffen.

So erhalten wir, wenn wir unsern Begriff untersuchen, eine zweifache Doppelteilung. Die eine heißt Natur und Absolutes. Die erstere „liefert" den Menschen oder genauer die Person als einen Rohstoff, der vom Geist zu bearbeiten ist. Gewiß steckt in der Person ein Ich mit Eigenart und mit Leidenschaft, aber es ist alles Natur — interessant und stark, förderlich oder schädlich, gut oder häßlich, aber immer Natur. Und zwar ist es die eigentliche, die wirkliche Natur im gewöhnlichen Sinn, insofern hier Regeln und Nötigungen walten, die man ihre Gesetze nennen kann. Sie macht eine jede Person anders als die andere, und diese Eigenart ist die Voraussetzung für die Persönlichkeit, ist sie selbst aber noch lange nicht. Denn hier steht doch alles, wenn man auch Ich sagen kann, noch unter jenen Regeln der Natur. Persönlichkeit ist gegründet auf ein höheres Ich. Sie kommt zustande, wenn man sich mit dem Absoluten verbindet oder das Absolute sich herabsenkt in die Person. Dieses Absolute ist durchaus nicht zu entbehren, man mag es auch nennen wie man will. Es ist auch etwas schlechthin anderes als jenes Natürliche. Aber es darf nicht gedacht werden als eine Größe, die überall Gleichheit der Form herstellen will. Absolute Individualitäten gibt es nicht; überall ist das Absolute höchstens zu spüren, aber nicht zu sehen; was man sehen kann, ist immer nur die einzelne Persönlichkeit, in der es eigene Gestalt angenommen hat. Darum kommt es darauf an: ich muß mein höheres Ich selbst zu gewinnen,

ich muß den Anschluß an mein Ich zu erlangen suchen. Ich muß mich gleichsam erkennen, wie ich von Gott erkannt bin, also wie Gott mich haben will. Ich muß mich sub specie aeternitatis sehen, so will mich Gott. Dieses Schauen kann natürlich in den verschiedenen Graden der Klarheit vor sich gehen, in der Regel wird es ein seltenes und dann fast visionäres Schauen sein. Dabei ist, um dies immer wieder zu betonen, nicht nur an die sittliche Persönlichkeit, sondern auch an die künstlerische und wissenschaftliche, überhaupt an jede Art von ihr gedacht, die da möglich ist, und es sind ihrer so viele möglich, als es Gebiete idealen Lebens und Wirkens gibt. Und von all diesen Gebieten gilt es, was der Dichter sagt:

Vor jedem steht ein Bild des, das er werden soll,
Solang' er das nicht ist, ist nicht sein Friede voll.

Dabei können wir das Wort er stark betonen, um den reinsten Begriff von Persönlichkeit zu erhalten.

Dieses Ich herauszufinden, ist nicht leicht. Es gibt nichts in der Seele, das von Gott, oder wenn dieser Ausdruck für den höchsten Willen zu einseitig mit dem Gebiet des Sittlichen verbunden zu sein scheinen sollte, was von dem Weltengeist als mein wahres Ich geprägt wäre. Wir können auch nicht so unterscheiden, daß das Angeborene in allen Fällen schlecht oder gut und das Angeeignete aus der Umgebung dann gut oder schlecht sei. Wie viel von dem, was uns angeboren ist, ist ja doch auch erworben, nämlich von den Vorfahren erworben und dann uns übermacht! Und die Natur ist leider kein Sieb, das alles Schlechte dann ausschiede. Dagegen ist auch nicht alles, was wir uns aneignen, doch auch nur Entfaltung von Natur. Kurz, es ist zum Verzweifeln, wenn man sich auf sein Ich besinnen will. Auf dem sittlichen Gebiete zum Beispiel darf man nicht sagen, daß egoistische Bestrebun-

gen das alte Ich und altruistische das neue höhere darstellen. Wie viel angeborne Gutmütigkeit ist nicht wert, in die Persönlichkeit aufgenommen zu werden, weil sie elende, naturhafte Schwäche ist, die wir an keiner Persönlichkeit leiden könnten. Und wie viel kräftiges Bestehen auf der eigenen Art, und vor allem auf dem eigenen Recht, auch wenn es begleitet ist von dem zornigen Blitz des Auges und dem Donner des aufstampfenden Fußes, ist wirkliche und notwendige Auswirkung der Persönlichkeit! So kann man niemand durch allgemeine Regeln die Aufgabe abnehmen, sich selbst zu finden. Sicher ist nur eins: unser höheres Ich steckt weder in uns, wie es uns die Natur gegeben hat, noch hängt es hoch als blasses allgemeines Ding über den Wolken, es liegt dazwischen. Spricht man davon, dann kommt es ja sehr viel darauf an, welcher Bildersprache man sich bedient. Schaut man dabei in die Höhe, so kommt leicht der Eindruck von etwas Fernem und Allgemeinem heraus, das aber doch irgendeine, wenn auch noch so verschwommene, individuell bestimmte Gestalt an sich trägt. Darum spricht man gern von der Tiefe, denn in sie hinunter geht sicherer der Weg durch mich selbst.

Zuletzt ruht alle Rede von Persönlichkeit auf dem Glauben an ein solches Absolutes. Sich in diesem Selbst zu finden, das wird die Aufgabe sein, von der noch zu reden ist.

Die andere Zweiteilung umfaßte das eigenartige Sein und das Wollen. Die Natur gibt jenes, und unser Ich, unser Wille muß es betonen und sich zu eigen machen. Wir müssen, wenn wir Persönlichkeiten werden wollen, über die Form „es“ also: es will etwas, es denkt etwas in mir — hinaus. Auch dürfen wir uns nicht in der Form *man* verlaufen und darin stecken bleiben. Statt *es* will und es denkt in mir, oder *man* will und *man* denkt, heißt es: Ich will und *ich* denke. Solches eigne

Denken und Wollen macht die Persönlichkeit. Bald gehört sie mehr zu den Denkern, wie etwa Kant, bald mehr zu den Wollern, wie etwa Tolstoi. Freilich ist es traurig, wie stark die Wellen des mechanischen Wesens auch über solche Denker und Woller mächtig werden. Wie oft entdeckt man sich oder andere dabei, wie sie ihr Eignes ganz mechanisch auf bestimmte Reize hin von sich geben. Man sagt dann, daß Er wieder sein Sprüchlein aufsage. Es ist traurig, oder auch komisch, denn alle Bedingungen des Komischen sind erfüllt, wenn so starke Gegensätze in einem Menschen zusammenstoßen, ohne daß er es weiß. Das ist leider das Zerrbild von dem, was anzustreben wäre, daß nämlich der Geist, der die Natur niederen Grades beherrscht, selbst wieder Natur werde. Nur muß es genau heißen: nicht Natur, sondern: wie die Natur, also klar und fest soll er ruhen in sich selbst, aber doch niemals den Eindruck machen, daß er nicht mehr Geist, sondern wieder den Elementen anheimgefallen sei.

In diesem eben besprochenen Stück, dem Ich, das Eigenart betont, liegt der Beitrag, den der *Charakter* zur *Persönlichkeit* liefert. Das andere Stück ist die *Eigenart*, die die Natur herstellt. Eigenart und Charakter, die Bedingungen der Persönlichkeit; Eigenart und Eigenrecht, die Bestandteile der Person — eine Person ist ein jeder, denn die Natur stattet jeden mit Eigenart und Eigenrecht aus, und beides haftet an ihm als das nächste und wesentlichste Sein. Ein Charakter soll man werden; hier meldet sich das Soll, das aber vor allem bei diesem Worte auf das sittliche Gepräge des Willens bezogen wird.

Wachsen und Wirken

Wir gehen nun in das Leben hinein, um zu sehen, wie sich Person und Persönlichkeit entfalten und betätigen. Wir sehen zuerst in ihr eigenes Innenleben hinein, um dann eine Reihe von Gebieten des äußeren Lebens zu besprechen, auf denen sie sich wirksam zu erzeigen haben. Der Leitgedanke wird der sein: die Person findet bei ihrem Drang, sich auszuleben in ihrer Eigenart und ihrem Eigenrecht, stets an der Persönlichkeit eine Grenze, sowohl an der des andern, wie an der eigenen. Die Persönlichkeit aber hat an der Person ihren Ausgangspunkt und ihren Inhalt: sie ist die Verklärung der eigenen Person, und die Rücksicht auf die fremde Person bildet ein wichtiges Stück ihres Wesens. So tritt uns in dem Verhältnis unserer beiden Begriffe das große Problem entgegen, wie sich Naturwelt und Geisteswelt verhalten und zu verhalten haben. Die Person ist ein Geschöpf der Naturwelt, aber die Persönlichkeit stellt dieses Geschöpf der Naturwelt dar, wie es vom Geistigen verklärt und durchdrungen ist. Andererseits ist aber die Persönlichkeit die Erscheinung des Geistigen in der Welt des Natürlichen, die dessen Recht und Größe zum Ausdruck bringt.

Wir sprechen von dem einzelnen Menschen, wie er für sich steht, zuerst und gehen dann auf seine Beziehungen zu seiner Umwelt ein. Es sind also Fragen der Selbsterziehung, mit denen wir beginnen.

Das eigne Ich.

Zunächst behandle man sich selbst als eine Person. Dabei kommt es also einmal darauf an, sein Eigenrecht gegenüber jedem Versuch zu behaupten, als ein Mittel für irgendwelche Zwecke behandelt zu werden, ohne daß man selbst es

will. Dafür muß man immer empfindlicher werden, denn die Unverschämtheit der Menschen ist sehr groß und sehr schlau. Ob es sich nun um eine Geldheirat oder um eine gute Konnexion, ob es sich um eine gute Rezension oder um eine Stelle handelt, wo der andere all seinen Schutt abladen kann, immer hat man nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht, sich gegen jeden Versuch zu wehren, der einen gegen den eigenen Willen zum Mittel machen will. Das Empörende ist freilich, daß es sich dann so oft um die Wahl handelt, auf Wichtiges, gar auf Amt und Brot oder die Ehre zu verzichten, oder sich knirschend unter das Joch zu beugen. Gegen solche Versuche, sein Eigenrecht zu verteidigen, das ist eine der schönsten Weisen, wie man seine Person wahrt und wie man höher kommen kann, denn nur wer auf seinem Eigenrecht bestehen kann, hart und unerbittlich, bekommt Charakter und kann auch das Recht anderer wahren und schützen. Der Waschlappen aber, wenn das so bezeichnende Wort erlaubt ist, tritt auch nie für einen andern ein, und ist umso verächtlicher, je mehr er seine Erbärmlichkeit mit christlichen oder sonstigen Worten als Tugend herausputzt. — Seine Eigenart gilt es gegenüber allen Versuchen zu wahren, die „man“ macht, um auch uns unterzukriegen. Mit der Kleidermode fängt es an: wenn jeder einen violetten Schlips trägt, dann soll man darum allein keinen tragen. Aber man soll auch nicht auf ein solches Zierstück darum verzichten, weil alle ein solches haben, denn auch dann ist man wenigstens negativ von der Masse abhängig. Man soll einen violetten Schlips tragen, wenn man Freude daran hat und vor allem, wenn er einem steht, sonst läßt man es bleiben. Der Zeitung, dem Dämmerschoppen und der öffentlichen Meinung gegenüber verhalte man sich geradeso: man stimme ihnen zu, wenn man derselben eignen innern Meinung ist;

das kann man bei einiger Besinnung und Kritik ganz genau merken, ob das Etwas in uns, das wir selbst sind, wenn wir es nicht durch ewige Anpassung ruiniert haben, Ja oder Nein sagt. Daß der ein Querkopf und keine Persönlichkeit ist, der immer genau das Gegenteil von dem sagt und tut, was alle sagen und tun, weil es diese alle tun, haben wir schon gesagt. Die Erfrischung aber, die ein eigener Mensch mit seinem Urteil und seinem Tun in eine Gesellschaft hineinbringt, wenn es echt und eigentümlich aus seinem innern Ich hervorquillt, ist ebenso groß wie das Glück dieses Menschen selber.

Man darf sich nie rein passiv nehmen oder nehmen lassen. Der Pedant ist einer, der immer mehr ins Passivum hinabgleitet, wie es auch manche alten Leute erleben, die keine Pedanten waren. Das mutet uns immer entweder komisch oder wehmütig an, wenn so die Wogen des mechanischen Wesens über einem Menschengeiste zusammenschlagen. So lange man irgend kann, muß man mit Gewalt dafür sorgen, daß man nicht getrieben wird, sondern daß man selber oben drüber schwimmt. Ebenso ist es komisch oder verächtlich, wenn ein Mensch der Außenwelt gegenüber für kurz oder lang passiv bleibt. Schon der übermäßig Erstaunte und der Überraschte macht oft einen solchen komischen Eindruck; das kommt daher, daß er gerade nur Objekt der Einwirkung fremder Kräfte ist, die sein Ich über den Haufen geworfen haben, während dieses Ich doch immer auf seinen eignen Füßen fest und sicher stehen sollte. Ebenso hat die Begeisterung des Menschen, der sich nur so mitreißen läßt, immer etwas Komisches an sich, und zwar aus demselben Grunde. Der Eingeschüchterte und Verdutzte, der Verzweifelte und außer sich Geratene, der Verwirrte und ins Rasen Gebrachte, auch sie erwecken je nachdem einen komischen oder einen verächtlichen Eindruck. Es ist immer unter der menschlichen Linie,

alle Dinge bloß aufzunehmen, statt sie zu verarbeiten und bloß als Reiz zur Entfaltung des Eignen zu gebrauchen. Dagegen hat der, der über die Dinge lächeln und lachen kann, immer den Vorzug, daß er den Eindruck macht, über allem zu stehen. Im Lachen erweist sich die Überlegenheit; ebenso lieben wir alle das Bonmot und überhaupt manche Art von Anekdote, weil sie zeigen, wie Menschen blitzartig aus ihrem eigensten Innern heraus einer Lage Herr geworden sind, unter der sie hätten bloß leiden können. Wenn etwa ein protestantischer Theolog das Witzwort eines katholischen, daß es ihm in den protestantischen Kirchen recht kalt vorgekommen sei, abwehrt mit den Worten, daß ihm dagegen das Dunkel in den katholischen aufgefallen wäre, so haben wir das befreiende und erhebende Gefühl, daß ein Mensch aus seinem Innersten heraus mit seinem Witz schlagfertig eine Lage abgewehrt hat, die ihn hätte leidend zeigen können. Wenn ein Mensch, statt verzweifelt bloß zu klagen, vor seinem abgebrannten Haus sich an der Glut sein Pfeifchen anzündet und nach dem Blatt des Beiles sucht, um sich sofort wieder einen Stil daran zu machen und gleich mit dem Wiederaufbau des Hauses zu beginnen, dann erfüllt uns das mit befreiender Hochachtung, denn wir haben das beglückende Gefühl, daß hier ein Mensch über eine Lage Herr geworden ist, die andere und vielleicht uns selbst nur niedergedrückt hätte.

Aber auf der andern Seite erwarten wir auch, daß die Dinge nicht nur die Oberfläche eines Menschen streifen, sondern ihm bis in sein eigenes und inneres Ich, also bis in sein wirkliches Wahrnehmen und Fühlen hineingehen. Es ist verletzend, wenn man merkt, daß jemand einen wichtigen Brief, den wir ihm schickten, nicht oder nur flüchtig gelesen hat. Es ist ein Verlust für unsern Geist und unsere Seele, wenn wir

das Bild einer Landschaft, eines Menschen oder ein Kunstwerk nicht bis in unsere innerste Tiefe aufnehmen, sondern es nur einmal oberflächlich über unsere äußere Wahrnehmung und unsere erste Empfindung hinhuschen lassen. Sich den Dingen wirklich stellen und sie auf sich wirken lassen, bis sie uns das sagen, was sie uns zu sagen haben, das ist eine hohe und seltene Tugend in unserem nervösen Geschlecht; wer sich von der Fülle oberflächlicher Dinge knechten und mitnehmen läßt, ist ein Knecht; wer sich einigen stellt und sie innerlich aufnimmt, der ist sein eigner Herr und wird auch der Dinge Herr. Das ist eine Freude, wenn sich einem langsam ein Dichterwerk oder ein Mensch erschließt in seiner ganzen eigenen Schönheit, und es ist ein Glück, das man aber erst später wahrnehmen darf, wenn dann die Gefühle der Freude warm und stark aus der Tiefe heraus diesem wirklich wahrgenommenen Neuen entgegenfluten. Natürlich kann es auch Abneigung und Haß sein, aber dann ist er kräftig und befreit, während oberflächliche Antipathien, die nicht auf den Grund gehen, ungemütlich sind und uns häufig ein schlechtes Gewissen machen, das auch eine Fessel, und zwar eine sehr starke ist. Überhaupt sollte man sich so zur ganzen Außenwelt stellen, daß man sie als eine Fülle von Reizen, nämlich im neutralen, psychologischen Sinn des Wortes, ansieht und verwendet, von Reizen, die aus uns unser eigenes und wahres Ich, unser „transzendentales Ich", herauszuwecken haben. Das tut sie auch an und für sich immer ganz von selbst, denn das ist das Natürlichste von der Welt. Aber wie oft unterdrücken wir diese Reize, indem wir uns nicht zum Eignen reizen lassen, sondern uns platt vor der Außenwelt hinwerfen, oder wie oft warten wir nicht ab, bis der oft nicht schnell sich vollziehende Vorgang abgelaufen ist, der unser wirkliches inneres Ich aufweckt und sprechen läßt!

Wir sind zu hastig, zu eitel und kokett, zu ungeduldig und Menschen gegenüber zu lieblos, um diesen prachtvollen Vorgang sich vollenden zu lassen, der darin besteht, daß sich eine Tiefe von draußen in eine andere Tiefe in uns hineinsenkt, daß ein Besonderes außer uns das Besondere in uns aufruft und zum Klingen bringt. Damit bringen wir uns um die größten Reichtümer, während etwas mehr Geduld und Stille unser Ich nicht nur vertieft, sondern auch erweitert.

Unmittelbarkeit, Eigenart und behauptete Eigenart — das waren für uns nur die Voraussetzungen der Persönlichkeit. Es waren im ganzen nur formale Dinge neutraler Art, die noch lange nicht ihr Wesen in unserm Sinn begründen konnten. Da uns das Wort Persönlichkeit ein Edelwort war, konnten wir nicht anders, als es — wenn auch einem immer mehr wachsenden Sprachgebrauch gegenüber — mit den großen Lebenswerten in Verbindung bringen. Wir sagten, wenn das Heilige, Gute, Wahre und Schöne eigenartig erfaßt und behauptet wird, dann erst reden wir von einer Persönlichkeit. Die Aufgabe, eine solche zu werden, wird nun in verschiedenen geläufigen Ausdrücken gefaßt. Man spricht davon, daß man sein Selbst, sein echtes und wahres Wesen zu finden, daß man den Anschluß an sich selber zu gewinnen habe. Es ist nicht leicht zu glauben, aber es gibt immer noch manche Leute, denen es schwer fällt, zu begreifen, wie zugleich die Forderung erhoben werden kann, sich selbst zu verleugnen und die andere, sich selbst zu finden. In diesem Sprachgebrauch liegt ganz deutlich der Hinweis auf ein doppeltes Selbst; meistens unterscheidet man das Ich und das Selbst, wobei man das erste als das geringere und das zweite als das höhere gedacht wissen will. Daß es so etwas gibt, braucht man sich nicht erst von einer großen Reihe von Zeugen bestätigen zu lassen, die mindestens von Paulus'

Selbstbekenntnis (Röm. 7) an bis zu Goethes Klage über die zwei Seelen in seiner Brust reichen, das sagt einem schon die erste Reflexion über sich selber. Nur daß dieser Sprachgebrauch hauptsächlich die sittliche Seite ins Auge faßt. Auf diesem Gebiete des Sittlichen, da gilt es sich selbst zu verleugnen und ein besseres Ich zu gewinnen. Wenn ich nicht irre, eignet sich der zweite Ausdruck vom Anschluß an das eigne Ich mehr dazu, die Beziehungen zu den andern Werten zu bezeichnen; so kann man also von einem Gelehrten, von einem Künstler, von einem Propheten sagen, daß er schon früh oder spät den Anschluß an sich selbst gefunden habe.

Wo ist nun dieses wahre Ich? Ist es so, daß es irgendwo in einer Kammer in der Tiefe unserer Seele liegt, wie es Gott uns eingepflanzt oder die Natur uns mitgegeben hat, um auf die Stunde zu warten, da es zur Freiheit gelangt? Kommt ohne weiteres dieses, unser wahres Ich auf all jenen Gebieten hervor, wenn wir nur den Riegel wegziehen, der in der Abhängigkeit von andern oder auch von uns selbst, genauer von unserm niedern Ich besteht? Dieser Annahme, wie sie wohl Johannes Müller eigen ist, liegt die Voraussetzung zugrunde, daß das Erste und Ursprünglichste, das Geschaffene und Natürliche schon „gut" sei. Das ist also etwa die Meinung von Rousseau in erneuerter Gestalt. Im Gegensatz zu den Unwerten der sogenannten Kultur birgt die Natur Werte. Es ist oben schon bemerkt (S. 49), daß diese Voraussetzung falsch ist. Sie stimmt nicht mit der Bedeutung, die die Geschichte haben muß. Das ist sehr wichtig für uns. Die Folge davon ist nämlich die, daß wir nicht erlauben können, bloß das, was in uns unmittelbar zur Auswirkung und zum Ausleben hindrängt, auch hinausströmen zu lassen. Da käme etwas Schönes heraus. Wir wissen doch alle von uns selbst zu gut, was uns am unmittel-

barsten nahe liegt, wohin sich unsere ureigensten Triebe zumeist verlaufen würden. Nein, das Selbst, das die Persönlichkeit begründet, liegt nicht fix und fertig in uns drinnen. Das ist zwar ein sehr schöner Gedanke und ein anmutiges Bild, daß ein jeder, wie der Korporal den Marschallstab im Tornister, so sein wahres Ich in sich trägt. Wir wollen aber höchstens davon sprechen, daß Anlagen dazu vorhanden sein können und es auch müssen, wenn es zur Persönlichkeit kommen soll. Gewiß, mancher Genius auf all jenen Gebieten entwickelt sich ganz einfach sicher und sieghaft auf sein Ziel zu, aber die Arbeit an sich selbst pflegt dabei nicht ausgeschaltet zu sein, wobei wir nur an Luther, an Goethe oder an Bismarck zu denken haben. Diese Arbeit ist eine Sache des Willens. Nur sie steht in unserer Macht; soviel wir der göttlichen Gnade auch dabei bedürfen — wir sprechen um so mehr von dieser, je mehr das Ergebnis allen Durchschnitt übersteigt. Diese Arbeit aber setzt voraus, daß etwas da ist, was bearbeitet werden kann. Und das muß jenes Eigne sein, das wir in der Person gefunden hatten. Dieses begründet um so mehr die Persönlichkeit, als es wirklich etwas Besonderes und Neues, etwas Großes und Starkes ist. Hier sprechen wir zuerst von Gnade, weil sich solches völlig menschlicher Einwirkung entzieht: ein begnadeter Künstler, ein begnadeter Forscher, ein begnadeter Prophet. Der Gewinn dieser Grundlage, also der „Ideen", ist darum keine Aufgabe der Persönlichkeit. Man hat solche Ideen oder man hat sie nicht, damit behält Gott eben immer die Menschen und ihr Geschick an der Hand. Aber mit diesem Pfunde zu wuchern, das einer bekommen hat, das ist seine Aufgabe.

Jenes wahre Ich, die Persönlichkeit, wird nun so gefunden, daß einer mit dem, was er hat und was er ist, sich zu den großen Werten in Beziehung setzt und darin erhält. Also

dies ist etwa die Aufgabe. Es hat einer künstlerische Anlage besonderer Art. Er soll sie ausbilden mit Fleiß und Treue, und zwar mit der Richtung auf das Schöne, als auf den höchsten Wert auf diesem Gebiete hin. Wir werden ihn nicht eher eine künstlerische Persönlichkeit nennen, als bis wir nicht nur sein eigenes Wesen, sondern auch den Hauch aus einer idealen Welt an ihm spüren. Oder es hat einer eine starke religiöse Anlage. Wir werden erst dann von einer Persönlichkeit sprechen, wenn er sich selbst in Beziehung zu Gott setzt, um ihn so zu erfassen, wie er ihn gemäß seiner Art erfassen muß oder, religiös gesprochen, wie sich ihm Gott offenbart und wie er Gott erlebt. Wer wissenschaftliche Ideen oder wer eigene große praktische Gedanken hat, wird auch den Ehrennamen der Persönlichkeit sich erst erwerben, wenn er seine ihm geschenkte Eigenart auf diesem Gebiet in den Dienst der Wahrheit oder der Wohlfahrt stellt. Daß in den Fällen, wo es sich nicht um sittliche und religiöse Dinge unmittelbar handelt, also auf dem Gebiet der Kunst, der Forschung und der Leitung eines Staates etwa, diese beiden Gesichtspunkte, der Blick auf Gott und das Gute, ebenfalls ihre große Rolle spielen und spielen sollen, versteht sich von selbst. Der Künstler, der in seiner Eigenart nicht nur dem Schönen, sondern Gott selbst dient, der Staatsmann, der sich wie Bismarck mit seinen Gaben und Aufgaben nicht nur dem König und dem Volk, sondern auch Gott verantwortlich weiß, bekommt dadurch noch ein viel stärkeres Rückgrat zur Durchsetzung dieser seiner Eigenart.

Nicht alle gewinnen diesen Anschluß an ihr eigenes Selbst, also an ihr mit den hohen Werten verbundenes Ich, im großen sichern Siegesgang, manche kleinere Geister müssen suchen und ringen. Denn einmal erscheinen uns die Werte, also das Schöne und Gott, nicht rein an sich, gleichsam nackt, sondern sie haben immer

eine bestimmte irdische Gewandung, wie sie durch die Überlieferung bedingt ist. Wie schwer ist es nun, nicht bloß sich dieser Gestalt entgegen zu stellen, sondern, wenn die innere Stimme nicht ganz klar und stark spricht wie in den Großen, sein Eignes mit Bezug auf jene Größen zu erkennen und zu betonen. Je geringer die Sicherheit auf diesem Boden ist, um so weniger groß wird die Persönlichkeit. Aber wenn es eine Aufgabe ist, sein wahres Ich zu finden und eine Persönlichkeit zu werden, so müssen, wenn auch nicht ohne Bedenken, auch darüber ein paar Worte gesagt werden, wie sich solche Ungewisse verhalten sollten. In dem Gemenge von Vorstellungen und Strebungen, das unsere Seele erfüllt, ist ja doch keine, die es an der Stirn geschrieben trägt: Ich bin dein Ich. Darum will es auch einmal versucht werden, wo für uns der Weg geht, auf dem wir so eben dahin fahren, wie das Schiff auf dem Wasser? Ist es dies oder ist es jenes, was ich will? — Je weniger sich solches alles in dem hellen Licht der Überlegung vollzieht, desto besser; aber wir wollen auch eine bewußte Reflexion nicht ausgeschlossen haben. Hat man das gefunden, dann damit auf die hohen Ziele zu! So muß ich die Theologie, so muß ich die Kunstgeschichte oder die Erziehungslehre anfassen, so baue ich lenkbare Luftschiffe — also nun ans Werk! — ich bin nicht für den Erfolg, ich bin auch nicht für die Wahrheit und das Schöne selbst verantwortlich, ich bin nur dafür verantwortlich, daß ich die mir gebotene Richtung darauf gewinne und einhalte. So ist also mein wahres Ich nicht mein Wesen im Sinn des Gewordenseins, sondern im Sinn meiner Bestimmung und meines Werdens. Es liegt weniger in mir, als vor mir und über mir — die Bilder örtlicher Art sind ja alle nicht zutreffend, aber es bezeichnet doch eins genauer das, was man will, als das andere. Meist wird sich ja dieser Vorgang in der Dämmerung des Seelenlebens vollziehen, die immer den Glauben an die göttliche Führung oder an die des Schicksals nahe legt; aber es ist doch auch bei gewissen Naturen nicht ausgeschlossen, daß sich der Intellekt stärker daran beteiligt. Nur daß diese dann die Mühe haben, den Diener Intellekt, der beim Finden geholfen hat, auf dem weitern Weg wieder, wenn auch nicht loszuwerden, so doch stark zurückzudrängen, denn ein Mensch verliert in dem fahlen Licht des Verstandes leicht die roten Wangen, die frische Unmittelbarkeit und nimmt des Gedankens Bläße an. Aber die Einrichtung unseres Geistes hat auch dafür gesorgt; wir halten es einfach nicht aus, immer nur verständig zu sein. Die Kraft des Unbewußten verschlingt glücklicherweise immer wieder so vieles, was wir uns mit dem Verstand erworben haben, und macht verstandesmäßig vermitteltes Gut zu unmittelbarem. So bahnt sich dann eigenes Wesen an, indem wir mit dem, was uns eingeboren ist, hereinnehmen, was uns als Erwerb und Einwirkung von außen zu teil wird, was wir aber nur in dem Maße erwerben und auf uns einwirken lassen konnten, als es unsere Anlage erlaubte. So schlägt in letzter Linie doch immer unser Ich durch. Hat man so etwas gewonnen von eigenem Besitz an den großen Werten, hat man sein besseres Selbst fest in der Hand, so ist es eine Freude darauf los zu leben, ohne ewige Reflexionen und Bedenken. Fest gegründet im Glauben an die eigene Bestimmung, im unmittelbaren Gefühl, in dem Gewissen oder in dem Sinn für das Schöne und Wahre an diese Werte gebunden, ist man dann frei; das ist die Krone der Menschheit, ein prachtvolles Gefühl und das höchste Glück. Und wenn man sich dann dabei auch nicht an das Selbst bindet, wie es gestern war, sondern sich immer all dem offenhält, was von außen und von drunten und von oben hereinströmt an neuen Reizen und Anstößen, wenn man so frei ist, das was man gestern als Gottes Willen, als Wesen

der Wahrheit und der Schönheit, als Pflicht gegen die Gemeinschaft erkannt hat, schon heute umzustoßen, weil sich aus Äußerm und Innerm ein ganz anderes Bild von diesen Werten mit Macht aufgedrängt hat, dann bleibt man innerlich lebendig, dann wahrt man den wahren und tiefen Zusammenhang seines Lebens, auch wenn alles über Untreue und Mangel an Charakter schreit. Über andere hinauszuwachsen ist leicht, über sich selbst hinauszuwachsen, ist schwer; aber wenn man auf dem Weg zur Größe ist, dann wird man am größten, wenn man auch nicht nur sein niederes Ich, sondern wenn man auch sein Selbst nicht schont, sobald die innere Stimme laut oder lange und beständig leise uns gesagt hat, was wir sollen und was vor uns steht. Daß es die innere Stimme, daß es nicht ein Dämon, daß es nicht jenes Ich ist, das müssen wir selber, das muß ich allein erkennen. Gott und der Satan bedienen sich nicht nur derselben Sprechmittel, sondern oft auch derselben Sprache, wie in der Versuchungsgeschichte. Ob sich mir ein „Gott will es!" erschließt oder ob mir eine Versuchung nahetritt, niemand kann es mir sagen, ich kann es oft selber nicht. Da muß auch einmal etwas gewagt werden, natürlich nur unter der Voraussetzung, daß man allmählich ein Organ zur Unterscheidung bekommen hat. Auf dem Weg zur Persönlichkeit hin wird man, wie ein Ruderer bald das eine, bald das andere Ruder brauchen muß, bald das eine, bald das andere der beiden Stücke, die dies Ideal ausmachen, stärker betonen müssen. Bald ist man in Gefahr, das Eigene dem Zwang der Werte aufzuopfern, wie sie einen umgeben und beherrschen wollen; so etwa läßt sich ein religiöser Mensch durch Dogma und Brauch knechten, wenn sie gegen seine innere Meinung sind; dann wird er seinem innersten seelischen Zug entsprechen und sich selber treu bleiben müssen, um ganz wahr zu sein. Dann aber wieder wird sich das Eigene so stark

geltend machen, daß der Zielpunkt der Werte und Ideale ins Schwanken kommt oder gar unsichtbar wird; dann wird man sich an irgendeinem Träger dieser Werte, etwa einer geschichtlichen oder eindrucksvollen Gegenwartsgestalt wieder zurechtzufinden suchen, um dann daran wieder sein eigenes Verhältnis zu dem Hohen zu regeln und zu stärken. In diese feinen innerlichsten Dinge bloß hineingeleuchtet zu haben, ist schon genug und übergenug; denn hier ist ja alles so „persönlich", weil es sich um persönliches Leben handelt. Es mußte aber versucht werden, auch über die zartesten Dinge etwas zu sagen, weil gerade hier die Phrase so schrecklich und um so gefährlicher wütet, je schwieriger und wichtiger diese Dinge sind. Mit den großen Leitfragen des kleinen Katechismus von Luther: Was ist das? und: Wie geschieht das? — muß man all solche Phrasenmacherei bekämpfen oder zu verhüten suchen.

So kann man „Etwas" werden, kann man „Einer" werden. Dabei hat jeder oft nicht bloß das Recht, sondern auch mitunter die Pflicht, sich nur um sich selber zu kümmern und um keinen Menschen sonst. Das ist oft ein gesegneter Egoismus, wie es auch andererseits eine verfluchte Nächstenliebe gibt. Unser Herr Jesus hätte ja die vierzig Tage, die er in der Wüste zugebracht hat, scheinbar auch besser verwerten können, wenn er kranken Leuten ihre Lähmungen vertrieben und Hungrigen Brot verschafft hätte. Aber Gott sei Dank, daß er es nicht getan hat. Die Großen haben vor allem auch ein Recht auf sich selber, denn diese ihre edle Selbstsucht ist mehr Dienst als das Getue der kleinen Gefälligkeit.

Persönlichkeit und Gemeinschaft.

Damit sind wir schon an das Verhältnis von *Persönlichkeit* und *Gemeinschaft* gelangt, das auch viel schwerer praktisch zu gestalten als theoretisch zu fassen ist. Denn es gehen

naturgemäß eine Reihe von Beziehungen hin und her zwischen beiden, und zwar solche fördernder und solche hemmender Art. Zunächst verdankt einmal jede Persönlichkeit einer der Gemeinschaften, in denen sie groß geworden, mehr als sie es meistens zugeben will. „Was hast du, was du nicht empfangen hast?“ Das ist ja immer die Aufgabe der Biographie, so lange an einer Gestalt abzuziehen, was sie aus ihren Gemeinschaften hat, bis man an ihr Eigenes gelangt. Und zwar sind es sowohl unmittelbare Erbstücke, als auch vor allem Reize, die hier in Betracht kommen, Reize besonders gegensätzlicher Art, die dieses Eigene hervorlocken durch den Widerspruch, den ein solcher Eigener einer zur Plage gewordenen Wohltat und einer zum Unsinn gewordenen Vernunft aus seinem ureigenen Empfinden heraus entgegenstellt. Aber wie viel verdankt auch jede Gemeinschaft solchen Persönlichkeiten! Es gibt zwar Gemeinschaften, die einfach von dem Zwang der Natur und der Notwendigkeit des Lebens hervorgerufen worden sind und erhalten werden; daneben aber gibt es wieder andere, die auf Grund tiefer ungefühlter Nötigungen durch den Willen einer Persönlichkeit ins Leben getreten sind, wobei natürlich vor allem an bestimmte Staaten und Kirchen zu denken ist. In diesen Persönlichkeiten hat die Gemeinschaft nicht nur ihren Gründer, sondern auch ihren ideellen Erhalter: ihr Bild, immer erhöht und verklärt, oft zu einem Heros emporgehoben, hält sie zusammen. Es scheint, als gäbe es gar keine andere Art, wie Gemeinschaften wirklich erhalten bleiben können, als diese Heldenverehrung. Und wer noch irgendwelche Wahlverwandtschaft mit diesen Helden fühlt, der gehört auch zu der Gemeinschaft. Bekannt und fesselnd ist es, zu sehen, wie sich Gemeinschaften, also Stämme und Staaten, solche Persönlichkeiten sogar erdichten, so daß manche „Historiker“ als geschichtlich anerkannte Gestalten für Phantasiegebilde halten, die einer Gemeinschaft als Personifikation ihres Wesens dienen sollten. Allerdings wird zugegeben werden können, daß die Gemeinschaft so lange noch ihre Gegenwartsaufgaben und Gedanken in jenen Helden einlegt, als es nur irgend die Elastizität seiner Gestalt verträgt; so groß ist das Bedürfnis der Gemeinschaft nach einem großen Stifter und geistigen Führer.

Meist aber sind auch diese förderlichen Beziehungen der Gemeinschaft zu einer Persönlichkeit erst auf andere, entgegengesetzte gefolgt. Denn es liegt in dem Wesen beider Größen, daß sie sich nicht leicht vertragen und ertragen. Es liegt im Wesen auch der aus der Revolution hervorgegangenen Gemeinschaft, daß sie schließlich konservativ und starr zu werden anfängt. Zwar hat sie sich an die Stelle einer früheren Form der Gemeinschaft gesetzt; diese hatte das sehr übel aufgenommen, denn auch Gemeinschaften leiden an dem Fehler jedes einigermaßen starken Menschen, sich selbst absolut zu nehmen, den unbestimmten Artikel — eine — mit dem bestimmten — die — zu verwechseln und sich das letzte und höchste Recht zuzusprechen. Darum faßt es auch die spätere Form der Gemeinschaft, obwohl sie im Fluß der menschlichen Gemeinschaftsbildungen nur eine vorübergehende Gestalt darstellt, als ein Verbrechen auf, wenn jemand kommt und sie selbst in Frage stellt. Sagen wir „die Gemeinschaft“ tue das, so ist das nicht ganz richtig, denn es gibt „die“ Gemeinschaft nicht; gemäß der Polarität alles menschlichen Geistes und Gemeinschaftswesens gibt es, wie bei dem Magneten und der Elektrizität — vielleicht haben wir hier wirklich ein Weltgesetz — immer mindestens zwei Strömungen: die eine Richtung, durch Liebe und Vorteil mit der vorhandenen Form der Gemeinschaft

innig verbunden, wehrt sich gegen jede „unbesonnene“ Änderung, während die andere eine solche freudig begrüßt. Jene aber steht meist an der Spitze der Gemeinschaft und nimmt darum nicht nur ihre Macht, sondern auch das Recht in Anspruch, mit Hilfe des bestimmten Artikels „den“ Staat oder „die“ Kirche oder was sonst immer, darzustellen und zu verteidigen. Natürlich liegen solchen logischen und grammatischen Fehlern, wie so oft, nicht bloß Verstandesirrtümer, sondern starke Willensbestrebungen zugrunde. Dann gibt es Streit. Die Gemeinschaft glaubt jenen Störenfried nicht ertragen zu können, weil er gemeinschaftsfeindlich, also Staats- oder Kirchenfeind sei. Und er glaubt, den Beruf zu haben, der Gemeinschaft eine andere Form zu geben. Was soll, was kann man dazu im allgemeinen sagen? Daß eine Gemeinschaft auch abnorme Glieder ertragen muß? Daß der einzelne sich fügen und schicken soll? Es ist gar nichts von der Art allgemein zu sagen, höchstens dies eine: es geschehe Gottes Wille und es geschieht Gottes Wille. Zuletzt werden wir wohl immer Gottes Willen im Geschehen, also in dem, was der Ausgang der Sache ist, erkennen; also wir werden z. B. die Gründung der evangelischen Kirche, obwohl sie sich von einer Gemeinschaft größten Stils losgerissen, als Gottes Willen auffassen dürfen. Daß wir dasselbe dann von den Sekten sagen müssen, ist klar. Es wird sich dann immer zeigen, daß Sünden, also Verfehlungen der ältern Gemeinschaft gegen den Willen Gottes als gegen unser höchstes Soll, ein solches bitteres Muß, also ein Geschehen von der geschilderten Art, unvermeidlich gemacht haben. Wer sich gegen den Willen Gottes mit seinem Soll versündigt, muß den Willen desselben Gottes als ein bitteres Muß ertragen können; denn es ist derselbe Gott, der das Soll und der das Muß über uns verhängt.

Gegen Gottes Willen im Sinn jenes Soll ist sicher nur immer die Abkehr von jeder Gemeinschaft. Sein klarer Wille, wenn er nur irgend im Sittlichen spricht, ist die Beziehung auf andere, die Wertschätzung der Gemeinschaft. Denn gerade darin liegt etwas von dem, was die Person zur Persönlichkeit zu bilden imstande ist. Alle Betonung der Eigenart und des Eigenrechts hat ihre Grenze. Sie hat ihre Grenze an den großen Werten des Lebens. Einer von diesen ist die Gemeinschaft, oder das von Gutem und Sittlichem, das sie trägt. Darum ist die Beziehung zur Gemeinschaft ein Mittel, vielleicht das allerbeste und allernötigste Mittel, um über seine Person hinauszuwachsen, und zwar auf die Persönlichkeit zu. Die Gemeinschaft bringt immer wohltätige Schranken und Anforderungen genug, um das wilde Sich-Ausleben zu verhüten, das nicht das Wesen, sondern der Tod der Persönlichkeit in unserem Sinn ist. Ebenso ist es umgekehrt nicht der Tod, sondern gerade das Leben der Persönlichkeit, wenn sie sich selbst Schranken mit dem Blick auf die andern setzt und sich in ihren Dienst stellt. Wie viel und worin sich nun die Persönlichkeit der Gemeinschaft oder den andern zur Verfügung stellen soll, ist nach dem, was am Schluß des letzten Abschnittes bemerkt worden war (S. 85), gar nicht allgemein zu bestimmen. Goethe ist ihr mehr wert gewesen, auch wenn er sich streng in seinem Hause abschloß, als ein Stadtdiener von Weimar, der die Laternen anzündete und die Gruben leerte und den ganzen Tag unterwegs war im Dienst anderer Leute, ohne zu sich selbst zu kommen. Meist regelt sich ja dieses Verhältnis zwischen Gemeinschaft und einzelnem mechanisch, wie das Verhältnis der Wassersäulen in kommunizierenden Röhren. Also die Gemeinschaft nimmt Rücksicht auf den einzelnen und dieser auf sie, soviel jedes muß, um zu leben und um keine Last zu haben. Das Jde-

ale ist das aber natürlich nicht, denn es ist ein Rest von Mechanismus mitten im persönlichen Leben. Ganz anders ist es, wenn der einzelne oder der Vertreter der Gemeinschaft dieses Verhältnis zu einem Teil seiner Lebensaufgabe macht, also selbständig auf Grund von Grundsätzen oder eigenen starken, guten Gefühlen bestimmt, wie er sich stellen will. Denn je mehr man, gemäß seiner Eigenart und seiner Lage, sein Geschick selbst in die Hand nimmt und aktiv statt passiv ist, um so mehr hat man Anteil an dem persönlichen Wesen.

Das höchste Ziel ist — um doch auch von dem Recht Gebrauch zu machen, nach dieser Berücksichtigung der tatsächlichen Verhältnisse etwas zu schwärmen, das höchste Ziel ist natürlich eine Gemeinschaft von Persönlichkeiten, die Sinn und Verständnis für diese Gemeinschaft haben.

Die Persönlichkeit und die andern Menschen.

Gewiß, es gibt einzelne, feinbesaitete Kinder, die ein Gefühl dafür haben, was in einem andern Menschen von Empfindungen steckt und was in ihm vorgeht. Aber es sind nur wenige, und auch diese kommen in der Regel bald darüber hinweg, weil doch nun einmal das Wesen des Kindes ist, ein Kind des Augenblicks zu sein. Die meisten sind in dem neutralen Sinn des Wortes unempfindlich für ihre Umgebung und ihr Gefühl. Es ist ihr ganzes Fühlen und Denken so stark mit der eigenen Person beschäftigt, die es ja auch naturgemäß nötig hat, daß für andere kein Raum übrig bleiben kann. Und wie viele Menschen bleiben noch lange auf dieser Stufe! Die Bewegung um uns selbst, die uns, wie die Sonne ihren Kindern, der elterliche Organismus mitgegeben hat, ist so stark, daß sie all unser Empfinden und Denken mit sich reißt.

So will die Natur ihre Kinder haben: sie sollen nur von sich selbst oder höchstens noch von dem Sinn für das, was auf natürlichem Weg mit ihnen zusammenhängt, beherrscht werden und alles andere einfach nur als Mittel für die eigene Lebensunterhaltung und Förderung ansehen und verbrauchen. Das ist, am absoluten Maßstab der unserer Religion entstammten Ethik gemessen, Sünde, aber gemessen an dem eigenen Wissen und Erkennen der Natur um sich selbst und um dieses Ideal, neutrale natürliche Selbstbetätigung und Selbsterhaltung. Über diese Stufe kommen manche Menschen nie hinaus, sie stapfen in ihrer natürlichen Selbstsucht dahin und messen alles an dem Maße ihres Vorteils, viele freilich sinken auf diese Tiefe wieder hinab, nachdem sie einmal durch Erziehung und Erkenntnis höher gestiegen waren, aber dann die kurzsichtige Erfahrung gemacht hatten, daß man selber durch die Rücksicht auf die andern empfindlich zu leiden hat.

Jedenfalls bedeutet es aber eine der folgenreichsten Entdeckungen im Innenleben, wenn man plötzlich vor der Tatsache steht, daß da drüben hinter dieser Gestalt da, die man immer nur instinktmäßig am eigenen Nutzen und Schaden gemessen hat, auch ein Mensch steht, der über dasselbe Organ zur Empfindung von Wohl und Weh verfügt, wie wir selbst. Häufig leitet sich diese Entdeckung auf dem unangenehmen Wege ein, daß sich da drüben etwas regt, um uns weh zu tun, wenn wir ihm weh getan haben, um uns dabei wohl zu tun. Und so füllen sich nach und nach die scheinbar leblosen Gestalten um uns her, die für uns da zu sein schienen wie Bäume und Steine, mit bewußtem und fühlendem Leben. Unserem Ich, das uns so stark und oft brutal regiert, steht eine ganze Fülle von andern, oft ebenso starken oder noch stärkern Ichs gegenüber. So leitet sich die Aufgabe ein, die so weit erkannt wird,

als sittliche Regungen herrschen, in den andern eine Person zu sehen, wie wir als eine solche zu gelten den Wunsch haben. Mancher hat es im Gefühl oder bekommt es ins Gefühl hinein, was er dabei zu tun hat, andere müssen es sich umständlicher mit Nachdenken klar machen, bis es sich auch ihnen ins Gefühl verlegt, was sie anderen schuldig sind; umgekehrt gibt es auch für jene ersten Naturen, die gefühlsmäßig das Rechte erraten, Augenblicke, da sie sich besinnen müssen, was denn zu tun sei. Für solche Besinnung gibt es nun keine bessere Regel, als das Wort Jesu: „Alles, was ihr wollt, daß euch die Leute tun, das tut ihr ihnen auch." Darin ist natürlich die bekannte volkstümlich und religionsgeschichtlich wertvolle Regel, die ähnlichen Sinn verneinend ausdrückt: „Was du nicht willst" usw. — schon mitenthalten gedacht. Langsam kommt man dann oft erst dahinter, daß alles, was uns als Personen verletzte und als Personen wohltat, da drüben ebenso wirkt. Was wir also auf den ersten Seiten aufgeführt haben, um den Begriff Person zu entwickeln, indem wir auf unser eignes Empfinden zurückgingen, das sind wir auch den andern schuldig. Das ist zunächst eine unangenehme Sache, das ist nicht zu leugnen. Unser gieriges und faules Ich wehrt sich mit Händen und Füßen dagegen. Aber wenn uns ernste und liebe Menschen einmal den Blick dafür geöffnet haben, dann geht uns eine neue Welt auf. Dann kann man geradezu eine Freude an jedem andern Menschen haben und sich seine Freude die größte eigne Freude werden lassen. Was zuerst mühsam der steifen Erkenntnis, noch dazu unter Widerstreben des alten Ich, klar geworden ist, das geht nun als Takt für kleinere Fälle und als Gewissen in größern, in unsere Gewohnheit und in unser natürliches unbewußtes Empfinden über. Man ist dann außerstande, andere Menschen als Masse zu behandeln. So empfindet man es immer mehr als eine Roheit, mit gedruckten Dank- oder Glückwunschkarten, „aufgespeicherten, persönlichen Gefühlsausdrücken" (A. Bonus), das Hundert zu zwei Mark, die Menschen zu trösten oder zu beglücken. Entweder läßt man überhaupt jede Antwort sein oder man schreibt ein paar Zeilen, wenn man nicht persönlich aussprechen kann, was man fühlt. Jedenfalls aber ist man zu stark davon berührt, daß da drüben, nein da drinnen, wo man mit diesen Menschen verwachsen ist, auch ein Gefühl ist, als daß man mit Massenfabrikaten dienen könnte. Und diese Freude, wenn man sich mit echtem Interesse nach dem Ergehen eines Menschen erkundigt! Wie überrascht es uns oft, wenn wir jemand, der uns nicht ganz nahesteht, finden, der sich mit wirklichem Interesse nach uns erkundigt! Ebenso überrascht ist mancher, wenn man sich mit demselben wirklichen Interesse nach seinem Ergehen erkundigt; mancher vergißt einem das niemals. Denn es streifen nun einmal die Menschen höchstens mit gut gespieltem Mitgefühl aneinander vorbei. Die Freude, wenn ich jemand finde oder wenn jemand in mir einen findet, der sogar den Namen nach kurzer Berührung noch kennt! Der Nomenklator, der den Machthabern Roms den Namen der Begegnenden zu nennen hatte, war ein Tribut des Egoismus an die Rücksicht, die man der Person der andern zu erweisen hatte. Persönliche Teilnahme an dem persönlichen Ergehen eines andern sollte das Echo sein, das in dem Christen durch die Stimme des Vaters im Himmel erweckt wird: „Ich habe dich ganz besonders lieb."

Aus unserm Begriff der Person folgt dann auch, daß man niemand als eine Sache oder bloß als ein Mittel zu behandeln hat. Um sich das klar zu machen, brauchen wir nur die Beispiele, die uns auf jenen ersten Blättern dienten, um unser Empfinden zur Erkenntnis des Personenbegriffs zu verwerten, als

Beispiele für unser Verhalten gegen andere anzusehen. Wirklich, es liegt in der Forderung, jeden andern als eine Person für sich zu betrachten und zu behandeln, das Gesetz und die Propheten. Wie leicht behandelt man Menschen als Dinge statt als Personen; man denke nur an die Art, wie man mit niedriger Gestellten umgeht, wie zumal manche Damen oft Briefträger, Schaffner, Dienstboten, oder wie große Herrn Bittsteller behandeln. Auch Geistliche sind zumal in großen Städten oder in Militärgemeinden nicht der Gefahr überhoben, Menschen als Nummern zu behandeln. Beschämend war es einmal einer kleinen Gesellschaft, die ein Gefängnis besichtigte, als einer der Gefangenen, deren entsetzlich trübseligen Rundmarsch auf dem Hof wir gesehen, sein Gesicht vor uns zuhielt, als er vor uns vorüberging. Er wollte keine Sehenswürdigkeit sein.—Wie leichtfertig ist man mit Schelten und Tadeln, wie gern vergißt man sich, indem man es vor andern tut, die Achtung oder gar Ehrfurcht vor den Getadelten haben sollten! Wie verletzend wirkt ganz besonders dabei das Substantiv, zumal wenn es ins Tierreich hinuntergreift, während die Kritik oder der Tadel der einzelnen Handlung vollständig genügte! Das Substantiv aber greift gerade die ganze Person an, um den Menschen in seiner tiefsten Tiefe zu verletzen. Wo man bloß sagen könnte und zu sagen brauchte: Du hast da die Unwahrheit gesagt; dann sagt man gleich in der Hitze und im Haß: Du bist ein Lügner — um von der Weise, wie intellektuelle Mängel zur Kenntnis genommen werden, gar nicht zu reden. — Wie garstig ferner, Frau und Kinder als Mittel zu benutzen, um seinen Geschäftsärger oder Amtsverdruß loszuwerden, psychologisch gesprochen, abzureagieren! Dafür sind Sachen da, wie Bismarck beweist, der in seinem furchtbaren Zorn die Waschschüssel zerbrach. Daß man keinem

seine Abhängigkeit und Gebundenheit zu spüren gibt, wenn es nicht besondere Verhältnisse verlangen, ist ebenfalls eine Sache des Taktes geworden; auch darunter ruht die Wertschätzung der Person des andern. Weit hinauf in den Bereich feinen Miterlebens gehört es schon, wenn nicht nur das Eigenrecht, sondern auch die Eigenart des andern berücksichtigt, geschont und gefördert wird. Wie wohl tun dem Empfänger und dem Spender selbst Aufmerksamkeiten, die es verraten, daß man sich in seine, des Empfängers Seele oder auch nur in sein Leben hineingedacht hat! Aber die Geschenke am Geburtstag und zu Weihnachten, wiederum die Briefe zu allen möglichen Gelegenheiten, können ein Lied davon singen, wie wenig dieser Sinn ausgebildet ist, wie dieses Gebiet als lästig empfunden wird, das man nur so abmacht, wie man überhaupt etwas abmachen kann. Aber Personen abmachen — mit Briefen, Besuchen und Geschenken, das ist ja gerade der Widerspruch in sich selbst. Auf die höchste Probe wird freilich diese Rücksicht auf die Eigenart gestellt, wenn es sich darum handelt, einen Menschen mit ausgesprochener Eigenart zu ertragen. Wie schwer fällt es nun schon vielen Menschen, einen andern anzuhören, ohne ihm zu widersprechen, ohne ihn zu unterbrechen, ohne mit den Gedanken abzuschweifen oder mit den Mienen Ungeduld zu verraten, wenn es zu flott und zu reichhaltig oder zu langsam mit der Rede voran geht! Wie viele vergessen es völlig, sich auch nach des andern Ergehen zu erkundigen, wenn sie ihm auf seine höfliche oder interessierte Frage ausführlich bis auf den Stand des Schlafes und der Verdauung Antwort gegeben haben! Aber erst einen Menschen in seiner Gesellschaft und in seiner Umgebung zu ertragen — zumal wenn er einem auf die Nerven fällt oder eine stark ausgebildete Eigenart hat — dagegen sträubt sich doch sehr viel in einem

jeden, der Nerven oder auch seine Eigenart besitzt. Und warum hat denn der andere nicht auch sein Recht auf seine Eigenart! Komisch ist es, wie wir so häufig aufschauen, wenn man uns nicht erträgt: „Wie sollte man uns nicht ertragen können? Wir sind doch so.“ Ja, es liegt uns alles gar zu nahe, weil wir uns selber so gut ertragen — manche können das freilich auch nicht —, dasselbe von andern zu erwarten. Merkwürdig tief steckt in dem naiven Menschen das Bedürfnis und die Gewohnheit, sich mit der Norm, sich mit dem Absoluten gleichzusetzen. Das ist eine ideelle Auswirkung des Selbsterhaltungstriebes: „Ich, nun ich bin doch wie man sein soll!“

So liegt vielen Anforderungen des Gewissens und des Taktes die Rücksicht auf die Person des Menschen zugrunde. Gemeinschaft und Person finden darin ihre Vereinigung, daß die Glieder der Gemeinschaft sich gegenseitig Berücksichtigung, wie sie Personen zukommt, schuldig sind und dieselbe auch für sich von den andern verlangen können.

Diese Rücksicht auf die Person hat ihre Grenze an der auf die Persönlichkeit, und zwar zunächst an der Rücksicht auf meine eigne. Ja, an der auf die meine. Ich selbst darf auf meine Person keine Rücksicht nehmen, wenn es sich um meine Persönlichkeit handelt.

Gemeint ist wie immer die eigene selbständige Stellung zu den großen Werten: Wissenschaft, Vaterland, Sittlichkeit, Reich Gottes, das Reich des Schönen und ähnliche ideale Güter. Dafür ist das Wort Jesu maßgebend, daß man sein Leben verlieren müsse, um sein Leben zu gewinnen — das trifft die Sache ganz genau. Ich soll mich verleugnen, also mein Recht auf Ruhe und Besitz und behagliches Dahinströmen-lassen meines eigenen Daseins opfern um meiner idealen Zwecke willen; und ich sollte mich auf dem Weg zu

ihnen durch die Rücksicht auf den ersten besten stören lassen? Ich stelle mich in den Dienst dieser selben Zwecke, und ich dürfte nicht auch andere da hineinstellen? — Sicher darf ich und muß ich mich wehren, auch unter Umständen ohne große Rücksicht auf des andern Feingefühl, wenn er mich am Dienst, den ich jenen Gütern schuldig bin, hindern will. „Ich habe für meinen Herrn Jesus zu tun“, damit komplimentierte ein Pfarrer lästige Besucher hinaus. Und will mich jemand „ärgern“ im biblischen Sinn, also irre machen in meinem Besitz der höchsten Dinge, etwa in Versuchung oder in Verleugnung Gottes führen, dann sind goldne Rücksichtslosigkeiten noch sehr schwache Abwehrmittel. Jesus hat in solchem Falle seinem Jünger, der es „gut“ mit „ihm“ meinte, sogar das Wort „Satan“ entgegengeschleudert. Auf der andern Seite aber ist der Nächste auch ein Mittel für die Gestaltung meiner Persönlichkeit, wie ich selbst eines dafür bin. Zunächst einmal sind alle jene Rücksichten dafür ganz vorzüglich, wenn sie meinem Gewissen als die höchsten Anforderungen entgegentreten. So komme ich über meine Person hinaus und strebe höheren Werten entgegen, die der Gemeinschaft angehören. Aber es gibt auch Fälle, wo ich unmittelbar die Person des andern für meine höchsten Zwecke anspannen und ihm Opfer an Zeit und Geld zumuten darf. Tut er es nicht, also will er mir etwa nicht behilflich sein, in der Erkenntnis, in dem Guten, in dem Verhältnis zu Gott oder im Dienst an Schule und Gemeinde weiter zu kommen, dann mag er es bleiben lassen. Dann sehe ich das als einen Wink an, daß ich für mich selbst, aus mir heraus diesen Weg gehen soll. Stellt er sich gegen mich, dann tut er mir oft den größten Dienst. Im offenen und vor allem im geheimen Widerspruch, den wir ja alle als das Geheimnis stiller verdrossener Stunden sehr gut kennen, äußert sich dann das Bedürfnis, an ihm zu

unserer eigenen Höhe emporzuwachsen. Wie dankbar wird man so vielen, die nichts von einem haben wissen wollen, weil sie uns damit vor ihrer Tyrannei bewahrt und zu uns selber gebracht haben, wenn auch dieses unser Selbst vielleicht anfangs aus dem unpersönlichen Beweggrund des Trotzes, also aus geheimer Abhängigkeit von jenen emporgestiegen war!

All dieses gilt genau so auch umgekehrt von meinem Verhältnis zu dem andern. Handelt es sich darum, ihn zu einer Persönlichkeit heranzuziehen, die ihre eigne starke Stellung zu den Werten hat, dann hört alle zarte Rücksicht auf. Ich darf ihn kritisieren, auch scharf und grob, wenn er ein eingebildeter Mensch ist, ich darf ihn tadeln, strafen, ihn unter meine Gewalt bringen, wenn ich ihn nur so von schädlichen Gewalten losmachen kann. Nur darf ich ihn dabei nicht um sein Selbstvertrauen bringen, was so viele stark persönliche Erzieher leider fertig bringen. Es muß jede Spur von niedrigem Egoismus, der meiner Person dient, draußen bleiben. Ich muß sein positives Verhältnis zu den Werten erstreben wollen — sowie ich es nach bestem Wissen und Gewissen erfaßt habe und verstehe — für mehr bin ich nicht verantwortlich. — Ich darf und ich muß einen ganz übersehen, in Nöten unbarmherzig zappeln lassen, ich darf und ich muß ihn verletzen und ärgern, ich darf ihm mit List und Gewalt die Glieder abreißen, die ihn „ärgern“ wollen, und mein Gewissen ist ganz ruhig dabei, wenn es wirklich auf seine Persönlichkeit, also auf das positive Verhältnis zu den Werten gerichtet ist. Und ärgert er sich dabei auch krank, ich muß es unter Umständen ruhig mit ansehen können; nur die Schädigung des Lebens ist ausgeschlossen. Darin waren freilich die Leute folgerichtiger, die, im festen Glauben an das Weiterleben auch des Bösen, seinen Leib den Flammen übergaben, um seine Seele zu retten. Bei allem,

was ich tue, ist aber doch die Voraussetzung, daß ich nun wirklich nicht meine eigene Stellung zu den Werten maßgebend mache, sondern die seine. Es ist immer schwierig, gerade den Werten gegenüber, an denen man hängt, andre Stellungen neben der eigenen anzuerkennen, die ich mir selbst vielleicht schwer errungen habe; aus dieser Schwierigkeit entspringen die großen tragischen Konflikte der Dichtung und der Geschichte. Habe ich bloß aus Beweggründen meiner Person, die meine Eigenart und mein Eigenrecht umfaßt, dem andern den Rücken gezeigt und ihn dadurch veranlaßt, seine eigene Stellung zu den Werten zu gewinnen, dann habe ich kein Recht, mir etwas darauf einzubilden, weil es nicht in meiner Absicht gelegen hatte. Die Sache hätte ebenso auch einen andern Weg gehen, ich hätte ihn verzagt oder verbittert machen können, und dann hätte ich die Schuld gehabt.

So ist zwar die Person Gegenstand der Betätigung der Persönlichkeit, aber doch zugleich ist die Persönlichkeit Grenze für die Rücksicht auf die Person. Nicht nur über einzelnes, auch über Grundsätze wird man sich hierbei schwer einigen, jeder folgt darin seinem Gewissen, das er mit Grundsätzen und Erinnerungen an sein eigenes Empfinden klären kann. Der Gehorsam gegen die eigene Gewissensstimme bleibt immer das Sicherste, und der Gewinn eines stets reiner und feiner empfindenden Organs im Bereich der unbewußten Seele das Ziel für die Ausbildung dieser Provinz unsers Persönlichkeitslebens.

Die Alkoholfrage.

Mannigfach sind die Beziehungen zwischen dem Alkohol und unserer Sache. Je mehr man die Alkoholfrage, wie überhaupt derartige Fragen unter dem Gesichtspunkte des geistig-see-

lischen Lebens hat ansehn lernen, desto mehr kommt man hinter diese Beziehungen. Zunächst kommt wieder der Gesichtspunkt der Masse in Betracht. Man trinkt — darum trinkt man auch. So hat man es von dem Vater und auch oft genug von der Mutter gesehen, so sieht und hört man es überall in der Umgebung, und darum tut man es natürlich auch. Die Suggestion, daß immer und besonders an gehobenern Lebensaugenblicken, wozu aber jeder Augenblick, den man noch genießt, erhoben werden kann, daß immer und überall Bier und Wein und Schnaps dabei sein muß, diese Suggestion gehört zu den stärksten und brutalsten, die es geben kann. Sie hat sich an dem beneidenswertesten Platz, dicht am Willen eingenistet, wohin auch alle edlern Bestrebungen zielen, sie hat die Gewohnheit und den stumpfsinnigen Mechanismus des Seelenlebens in Beschlag genommen, sie hat Sitte und Mode, ja Recht und Pflicht zu bestimmen verstanden. — Man trinkt — warum? Weil man trinkt. Ob Bedürfnis und Notwendigkeit oder nicht, das ist gleich; das erfüllte Bedürfnis wird gleich wieder zum neuen Bedürfnis. Man muß es selbst überwunden haben, dieses „man trinkt", um seine Kraft zu beurteilen. Mit vielen starken Gefühlen weiß es sich zu verbinden; mit der Eitelkeit, die nicht zurückstehen, mit der Furcht, die sich nicht von dem allbeherrschenden „man" abheben, mit dem Wunsch, selbst einer von dem „man" sein zu können. Dazu noch mit anderm, das wir gleich zu besprechen haben. Diese allgemeine und verborgene Suggestion wird nun zur offen anerkannten Tyrannin in der Gestalt des herrlichen Trinkzwangs. Freie junge Burschen, die ihr „Frei ist der Bursch" nur so hinausschmettern, haben sich jahrzehntelang dem Zwang gebeugt, ein bestimmtes Maß Bier auch gegen ihre Neigung und Überzeugung durch die Kehle zu jagen. Reiche und gebieterisch auftretende Herrn und sehr anspruchsvolle Damen beugen sich an der Table d'hôte dem gestrengen Blick eines trotz der blendenden Hemdbrust und des Papageien-Französisch nur sehr halbgebildeten Menschen, den sie sonst kaum von oben ansehn, beugen sich der Masse, die mit ihnen am Tisch sitzt, und trinken für ihr teures Geld oft ein Zeug, das mit Weinberg nicht viel gemein hat. Warum? Man trinkt. Wie wohl tut es da, einen Menschen an einem solchen Tisch zu sehn, der sich die Betätigung seiner Freiheit auch nicht um den unverschämten Preis einer Flasche Selters rauben läßt.

Freilich im tiefsten Grund ist der Beweggrund, die causa bibendi, entgegengesetzt: man will gerade dem Zwang und der stumpfen Massenhaftigkeit entfliehen. Es ist eine allgemeine völkerpsychologische Erfahrung, die man sich an jedem, wir wollen nicht sagen: Trinker, aber Trinkenden bestätigen kann: das Bedürfnis, sich über niederdrückende Verhältnisse zu erheben, führt die Hand zum Glas. Wo die Umwelt in Gestalt von Sorgen sich als Macht geltend machen will, da entflieht ihr die Seele, indem sie sich in ein Scheinreich emporhebt, wo lauter Freiheit und Macht des Ich über die Dinge ist. Und sieht man Glieder der großen Masse über die Straße torkeln, man kann sicher sein, daß sie ihr Ich als etwas Besonderes fühlen und genießen. Diese Freude, wenn man auf sie sieht, und wenn es auch nur mit Zorn geschieht! Und wie sich im scheinbar stillen und stumpfsinnigen Menschen dann ein Ich geltend macht, manchmal mit Einfällen, sicher mit Leidenschaften, es ist ein Ich, das sich vordrängt und über das Gewöhnliche hinauswill! Dieses Glück, sich als einen Hauptkerl beachtet und respektiert zu sehen, dieser schöne Traum, auch einmal ein König, leider nur in der Einbildung zu sein, während man sonst ein Bettler ist!

Und doch beruht diese ganze Herrlichkeit nicht nur auf Schein, sondern gerade auf den natürlichen mechanischen Vorgängen, die dem wirklichen Ich genau entgegengesetzt sind. Es ist ja doch nicht das „Ich", das sich selbst so erhebt, es ist doch alles nur ein „Es". Das Blut jagt schneller im Körper umher und belebt Herz und Hirn — das ist der Hintergrund der ganzen Plunderherrlichkeit, wie die unausbleibliche Gegenwirkung, deren animalischen Namen man ja kennt, beweist. Es ist nicht ohne sinnbildliche Bedeutung, daß so viele dem tierischen Leben entnommene Bezeichnungen die Entwicklung des Trunkes begleiten. Man kann, um die Tiere nicht zu beleidigen, noch tiefer gehn: man muß sagen, daß der Trunkene den Elementen anheimgefallen, daß er zu einem Ding geworden ist, dem jede Eigenschaft einer Person abgeht. Das ist das tiefbetrübende und unvergeßliche Ereignis im Leben manches Menschen, daß er irgendeine Achtungsperson trunken und damit ihrer Menschenwürde verlustig gesehen hat.

Aber nicht nur diese Eigenschaften der Person, Selbstbestimmung und Bewußtsein, sondern vor allem, was an Persönlichkeitsgewinn vorhanden ist, geht dahin. Dieser besteht zum guten Teil in den Hemmungen, die die Kultur langsam in der Seele herangezüchtet, in den Maulkörben, die sie den verschiedenen Tieren im Menschen angelegt hat. Die Kultur hat so die starken Triebe, besonders den sexuellen, aber auch die Eitelkeit, die Gewalt, die Leidenschaft des Zorns, wie auch die dumme Vertraulichkeit, wenigstens äußerlich so gebändigt, daß ein Zusammenleben der Menschen möglich ist. Das ist nun das Dämonische des Alkohols, daß er diese Hemmungen schwächt und schließlich außer Kraft setzt. Nach dem sovielten Glas wird gezotet, nach dem sovielten wird renommiert, nach einer andern Zahl von Gläsern sticht man mit den Messern drein oder man

fällt jedem um den Hals und macht mit aller Welt Schmollis. Die Bestie kommt heraus, wenn der Alkohol den Kulturüberzug abgekratzt hat, die Bestie auch im Schmollis, denn die Bestie hat auch gutmütige Pfoten über den Krallen. Der Erwerb von Jahrtausenden, wenn man die Menschheit, der Erwerb von Jahrzehnten, wenn man den einzelnen Menschen ansieht, wird sinnlos vertan: der rohe, natürliche Mensch kommt zum Vorschein, der weiter keinen Vorzug als den der Wahrhaftigkeit hat, aber ich danke für diese Wahrhaftigkeit. Damit ist die Herrschaft der Persönlichkeit gestürzt, damit verlassen die Geister der Kultur traurig ihre Mietwohnung. Auch die sogenannte Gemütlichkeit gehört dahin und die Vertraulichkeit, die ein paar Glas erzeugen können. Mag diese auch mitunter einmal eine Versöhnung zustande bringen, die nüchtern nicht möglich wäre, sie ist auch danach. Und die gemütliche Offenherzigkeit beruht auch auf der Beseitigung von Hemmungen, wie sie sonst als Besonnenheit und Selbstachtung den Menschen hindern zu tun, was sein Ich nicht will. Er ist eben alles bloß „Es", was da handelt. Die Mädchen im Rheingau sollen sich ihre Burschen im „Suff" wählen; sie nehmen den, der einen guten „Suff" und verschmähen den, der einen bösen „Suff" hat. Aber auch der gute Suff ist nicht viel wert, weil er eben Suff und kein wahres Ich ist. Ist es auch der echte Mensch scheinbar, der dabei hervorguckt, so ist doch eben immer die Frage, was der echte Mensch ist: ist es der, der der schützenden Kulturhüllen entkleidet sich in seiner ganzen animalischen Schönheit darstellt oder der, der der Tugend wenigstens den Tribut der Heuchelei zollt, um mit ihrer Hilfe wenigstens seine Nächsten ungeschoren zu lassen?

Und geschieht wirklich einmal etwas Gutes in diesem Zustand, etwa in der Bier- und Weinbegeisterung, dann ist der

einzige Vorzug der, daß etwas Gutes geschehen ist. Aber dieser Vorteil im Reiche der Sachen ist teuer erkauft: der ganze Vorgang kommt doch nicht aus der Ichsphäre her, sondern aus einem bloß vorgetäuschten Ich, und das wirkliche weiß sich dann dafür schadlos zu halten, daß es damals so dumm war. Denn dieses ganze erhabene Leben, sei es der Güte oder Begeisterung oder der Wahrhaftigkeit, beruht auf einer Pumpwirtschaft, die sich bitter rächt. Alles, was nicht aus der Wahrheit, und das ist aus dem gewöhnlich herrschenden Ich, herauskommt, das mit seiner Einsicht und seiner Freude bei den Dingen ist, verletzt unsere Würde als Persönlichkeit und hat auch keinen Bestand. — Endlich müssen wir noch von der chronischen Ichvergiftung reden, wie sie weniger der Rausch als der tägliche Alkoholgenuß zu verursachen pflegt. Man hat beobachtet, daß die feinen Fühlfäden der Seele für das, was wirklich Wert hat, langsam zurückgehen, wenn nicht absterben. Besonders Glaube und feinere Religiosität, Gewissen und Sinn für feinere seelische Regungen scheinen Schaden zu nehmen; an manchem Beispiel kann man sich davon überzeugen. Und diese Dinge gehören doch gerade zu denen, die wir als Kennzeichen der Persönlichkeit im edelsten Sinne des Wortes aufgestellt haben. So hat also auch hier der Genuß des eingebildeten Personalmehrwerts Gefahren der Persönlichkeit im Gefolge und darum an ihr eine Grenze.

Auf der andern Seite reift im Kampfe gegen diesen Feind Alkohol eine Persönlichkeit heran. Was für ein Kraftgefühl gibt das, wenn man sich langsam mit einem „Ich will aber nicht“ seiner Macht entgegenstemmen lernt? Es gehört dazu eine viel größere Kraft, die aber wieder zu einer größern Kraft weiterführt, als wenn auf der andern Seite einer, seiner Eigenart gemäß, statt sich bloß zum Mitmachen zwingen zu lassen, zum Alkohol sagt: „Ich liebe dich, darum vertilge ich dich!“

Jener Widerstand gegen „man“ und gegen „es“, wie er aus einem klaren und entschlossenen Ich herauskommt, lehrt manchen die Freude an der Selbstbestimmung überhaupt erst einmal kennen. Und von diesem Punkte aus kann man die Entdeckung machen, welche Freude in einem erwacht, wenn man nicht nur sagt: Ich will, sondern wenn das, was man will, auch das Gute ist. Wie ja selten große Förderungen des Innenlebens von Grundsätzen allgemeiner Art ausgehen, um dann das einzelne zu durchdringen, sondern umgekehrt an einzelnen Punkten beginnen und sich von da aus über die Seele verbreiten, so kann der Widerstand gegen den Alkohol einem Menschen der Punkt werden, wo er sich selbst entdeckt und sich selbst in seine Gewalt zu bekommen anfängt.

Dabei ist der Verein oder die Loge samt dem Gelübde wiederum bloß ein unterpersönliches Mittel, um durch eine nützliche Bindung schädlichen Zwang zu überwinden. Es ist immer noch die Welt der Masse, des Gesetzes und nicht der Freiheit. Menschen, deren Kraft durch den bösen Feind geschwächt war, können wohl gar nicht anders vorgehn. Aber welche Freude echten persönlichen Lebens, wenn man solche Krücken nicht mehr braucht, sondern sein „Ich will nicht“ stolz und frei, ohne Angst vor jedem „man“ und auch vor sich selbst einem jeden ins Gesicht sagen kann, den es zu hören angeht; wenn nicht ängstlich ausgerechneter Profit, sondern ehrliche Abneigung gegen jedes Gift einen auf den Weg leiblicher und seelischer Gesundheit führt, die es einem erlaubt, nach Belieben ohne Alkoholpeitsche zu arbeiten, soviel man will, und von Herzen, auch in schweren Lebenslagen fröhlich zu sein, ohne daß man sich vorher dazu in eine schöngefärbte Trugwelt hinaufgeschwindelt hat, der nach dem Erwachen das ganze graue Alltagselend wieder schrecklich folgen wird.

Das sexuelle Gebiet.

Auch für das sexuelle Gebiet ist unser Doppelthema von größtem Wert. Es läßt sich letzthin alles auf ihm darnach entscheiden, wie weit Person und Persönlichkeit durch sexuelles Verhalten verletzt und wie weit sie unverletzt erhalten und sogar gefährdet werden können. Wie wird denn Eigenart und Eigenrecht, die Kennzeichen der Person, auf diesem Gebiete geschädigt?

Zunächst steht man auch hier unter der ansteckenden Gewalt der bösen Lebensmacht „man". Es ist nicht zu sagen, wie die hypnotische Kraft der erotischen Gedanken und Äußerungen in allen Kreisen und Lebensaltern wirksam ist. Wenn irgendwo, dann kann man hier etwas von satanischen Mächten spüren, die eine Freude haben, ihr erstes Opfer nicht allein sündigen zu lassen, sondern ihnen Genossen der Schuld und des Elends zu geben. Auf den Schulklassen fängt es an und in den „feinsten" Herrengesellschaften hört es nicht auf. Die Literatur und die Kunst ist voll davon, Industrie und Handel geben willig auch ihren Tribut, die Kleidermode der Frauen ist unermüdlich und unerbittlich darauf eingestellt — kurz, es ist entsetzlich, wie voll die Welt von diesen dämonischen Mächten ist. Und diese reißen dann erbarmungslos alles, was sich ihnen entgegenstellen will, mit sich in ihren Strudel und ihr Verderben hinein. Wie ein kleiner Funke genügt die leiseste Anspielung, um einem jungen Mann, der anständig bleiben will, mindestens in seiner Phantasie schrecklich zu schaffen zu machen. Und wenn er dann mitmacht, ist er ein Held, während doch das Heldentum im Widerstand besteht. „Man tut das" und „man darf und man muß das tun" — so befiehlt Masse und reißt den einzelnen mit.

Daß Eigenart und Eigenrecht vergessen wird, scheint der tiefste Grund für die Unsittlichkeit der Prostitution zu sein. Daß Menschen, lebendige Menschen, die von Haus aus Wert und Würde haben wie jeder andre Mensch, und die bestimmt sind, wertvolle und würdige Persönlichkeiten zu werden, sich aus Lust oder Not als Dinge und Mittel gebrauchen lassen, ist das furchtbarste an dieser „Kultur"erscheinung. Daß für Geld und Geldeswert das Weib sich mit ihrem geheimsten und zugleich intimsten Leben hingibt, erniedrigt sie auf die Stufe des Tiers. Und für um so gemeiner gilt mit Recht diese Hingabe, je weniger Liebe und Freude gegenüber dem einzelnen Mann dabei ist, je mehr wahllos jedes Glied der männlichen Masse willkommen ist. Umgekehrt ist ein solches Verhalten um so weniger gemein, je mehr Liebe zu dem einzelnen und Freude an seiner Seele und seinem Geiste mitspielen. Natürlich verhält sich das mit dem Mann ganz genau so. Wie viel höher steht doch das Hetärentum, wobei doch etwas Individuelles und ein geistig-seelisches Verhältnis war, über der Zufallswahl eines Trunknen, der die erste beste Sie oder vielmehr das erste Es herausgreift! Ja hier heißt es: Ich und es, während doch jedes menschliche Verhältnis zwischen zweien nur dann erträglich ist, wenn es heißt: Ich und Du. Wir wollen nicht weiter darüber sprechen, wie Eigenart und Eigenrecht auf diesem Gebiete mit Füßen getreten werden.

Nur muß die Rede von dem Ausleben der Persönlichkeit auf diesem Boden besprochen werden, da sie so viel Unheil anzurichten pflegt. Wer das Recht für sich beansprucht, sich und seine Persönlichkeit auszuleben, sei er nun Mann oder Frau, der meint damit, daß er das Recht habe, seinen Leidenschaften schrankenlos willfahren zu dürfen. Denn das Ich, die Persönlichkeit habe ja solche Bedürfnisse und damit auch die

entsprechenden Rechte. Hier stoßen wir wieder auf den alten Fehler, daß man dasselbe Wort gebraucht, um ganz Entgegengesetztes damit auszudrücken. Sich selbst ausleben, seine Persönlichkeit ausleben — es kommt dabei darauf an, welche ganz bestimmten Triebe und Wünsche mit dem Ich-selbst und der Persönlichkeit gemeint sind. Natürlich sieht man als diese die vermeintlich stärksten und leider bisher von der christlichen Askese unterdrückten bekannten Triebe an. Da diese unter der Hülle jedes menschlichen Äußern schlafen, so gelten sie als das wahre Wesen des Menschen, und man tut sich noch groß mit der Überwindung der Heuchelei, die anders zu denken vorgibt. Dieses wahre Ich haben wir aber nicht als eine Mitgift der Natur, sondern als einen Erwerb der Kultur und als ein Stück Geistesleben kennen gelernt. Es ist keine Gabe, sondern eine Aufgabe; wahr ist hier nicht gleich wirklich, sondern vielmehr gleich wertvoll. Wer darum sich in jener Weise austoben will, der beweist, daß er Natur ist und bleibt. Fr. W. Förster macht sehr richtig darauf aufmerksam (Sexuelle Ethik und Pädagogik), daß hier ja gerade der Mensch nicht als Persönlichkeit, oder einfacher als Einzelwesen, sondern gerade nur als Gattungswesen zur Geltung kommt. Er ist und bleibt Mittel der listigen Natur, so frei und selbständig er sich auch dünken mag. Es ist und bleibt in ihm das Es und nicht das Ich maßgebend. Der Mensch setzt sich, wie wiederum Förster sehr gut sagt, zu einem erotischen Prozeß herab, statt ein freies und starkes Ich zu sein. Wobei wiederum, wie auch beim Trunk und sonst gesagt werden muß, daß freilich auch manche mit Wissen und Willen nicht mehr sind als Diener des Triebs und Werkzeuge der Natur; daß sie dabei eine Art von Persönlichkeit haben, sei zugegeben; aber es fragt sich, was für eine. Jedenfalls ist von geistigen Werten nichts dabei.

Nicht nur angesichts der sozialen und der den einzelnen betreffenden Verheerungen ist es darum wohl zu begreifen, daß immer wieder, wie auch bei Förster, die Askese, also die Enthaltsamkeitsforderung aufkommt: nein, auch im Dienst der Behauptung der geistigen Persönlichkeit als solcher ist es zu verstehn. Wie diese Forderung der Keuschheit ursprünglich begründet ist, geht uns hier nichts an. Hat sie sich auch den starken religiösen Beweggrund herangezogen, daß sie ein größeres Verdienst vor Gott und darum höhere Seligkeit verleiht, so ist doch auch die idealere Auffassung berechtigt, die ihr Förster gibt, daß es sich rein um den Gewinn und die Behauptung der Unabhängigkeit von der Natur und der Herrschaft über den Trieb, also Geistigkeit und Persönlichkeit im höhern Sinne, handelt. Gewiß ist ein solches unbedingtes Gegenteil im Auf- und Abwogen der Ideale gut und notwendig. Aber den höchsten Punkt bezeichnet dieser Standpunkt doch nimmermehr. Denn es ist doch immer noch etwas nicht nur vom Gesetz, sondern auch von Angst vor der Übergewalt der Natur und vor sich selber dabei. Die königliche Herrschaft der Persönlichkeit ist doch noch nicht erreicht. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Gedankengänge der Reformation und des Protestantismus viel höher gehen. Denn es ist doch der Ertrag der ethischen Entwicklung, die die Gedanken über dieses Gebiet genommen haben, daß die geistige Persönlichkeit nichts verliert, sondern gewinnt und sich vollenden kann, wenn sie auf diesem Gebiete der Natur frei gehorcht.

Gehen wir, um dieses klar zu machen, auf allgemeinere Gedanken ein. Es handelt sich um das Verhältnis von Leib und Seele im ganzen. Unsrer ganzen Art entsprechend wollen wir es an Beispielen klar machen. Was bedeutet es, wenn sich Freunde zum Gruß oder Abschied die Hand reichen? Was

bedeutet es, wenn sie Arm in Arm gehen? Was ist der tiefste Sinn, wenn sich Verliebte, Freunde, Freundinnen und Liebende in den verschiedenen Entwicklungsstufen ihrer Gemeinschaft küssen? Es bedeutet, daß seelische Beziehungen von leiblichen begleitet werden. Und sie werden nicht nur von ihnen begleitet, sondern sie suchen auch darin ihren Ausdruck. Alle jene leiblichen Berührungen sind Sinnbilder seelischer und geistiger Gemeinschaft. Umgekehrt ist man nicht imstande, einem unangenehmen Menschen die Hand zu reichen; vor einer noch näheren Berührung hat man einen physischen Ekel. Ganz derb drückt man es so aus, daß man sagt, man wäre noch nicht einmal imstande, ihn mit der Zange anzufassen. Darum empfinden wir den Judaskuß als etwas so Gemeines. — Das ist die Rolle des Leibes: nicht so hoch, wie es der Naturalismus, nicht so tief, wie es die Askese will. Leibliches Leben hat seinen Wert als Begleitung und als Sinnbild und Ausdruck für seelisches Leben. Das ist darum die höchste Weihe des sexuellen Lebens: Begleitung und Ausdruck für seelisch-geistige Gemeinschaft zu sein; sonst ist jenes auch in der Ehe Unzucht, weil unterpersönlich. Je höher der Boden ist, auf dem sich solche Gemeinschaft bewegt, desto mehr wird auch dieses Leben von ihr geweiht und verklärt. Nur so ist es erträglich, aber so ist es auch heilig. Um alles in der Welt willen ist es nicht heilig an sich selbst. Das ist eine schreckliche Redeweise, die nur darin ihren Grund hat, daß sie mit einem gewissen Trotz auftrumpft gegen die Weltflucht, die behauptet, daß es unheilig sei. Aber für jenen höchsten Standpunkt persönlichen Lebens wird das andre Wesen — und es gibt dann nur ein andres, mit dem man tiefste Gemeinschaft in den höchsten Dingen haben kann — wird das andre hoch über den Bereich des Dinges und des Mittels erhoben. Was das eine am andern genießt, ist diese

Liebe und seine Persönlichkeit selbst und nichts andres. So ist die sexuelle Gemeinschaft mit der seelischen verbunden, wie der Schatten mit dem Licht. Nur sie macht Liebe zur Liebe, Ehe zur Ehe; geistliche Ehen gibt es nicht. Gott ist auch ein Gott der Natur, und man kann auch Gott dafür danken — das muß allen Mönchen und Asketen unbegreiflich bleiben. Wer sich nicht klar ist, ob er jemand wirklich liebt, sollte sich darum fragen, wenn es ihm sein Gefühl nicht sagt, ob es ihm Freude macht, des andern Hand in seiner zu halten und ob er glaubt, sich zeitlebens mit ihm unterhalten und ein ganzes Innenleben mit ihm teilen zu können. Dann ist es sicher Liebe. Zu den geistig-sittlichen Werten, die in einer solchen Gemeinschaft das Sexuelle verklären, gehört dann auch die Bereitschaft, die ja freilich nicht überall zur Betätigung wird, die natürlichen Folgen der Gemeinschaft, also die Kinder, zu pflegen und zu erziehen; das heißt dann, sie in die geistige Welt, die den Eltern gemeinsam ist, hineinzuziehen. Auch damit wird dieses Gebiet geweiht und die Möglichkeit, persönliches Leben auf ihm nicht nur zu behaupten, sondern auch zu stärken, bewiesen. Denn zu dem persönlichen Leben gehört auch die Verantwortlichkeit für alles, was man tut und für seine Folgen.

Die Höflichkeit.

Es braucht jetzt nur ganz kurz daran erinnert zu werden, daß die Umgangsregeln, wie sie in unsern Höflichkeitsformeln und -formen zum Ausdruck kommen, ebenfalls zum tiefsten Grunde unser Begriffspaar haben. Es kommt dabei einmal auf die Berücksichtigung der Person des andern und dann auf die Bewahrung der eigenen Würde als eines geistigen Wesens an. Unter jenen Grundsatz fallen alle die Regeln, die es verbieten,

den einzelnen als Glied der Masse zu behandeln, und die es erfordern, ihn immer als ein Wesen für sich anzusehen. Die ganze Summe der üblichen Beziehungen in Freude und Leid, also Glückwünsche und Ausdrücke der Teilnahme, fällt unter dieses Licht; wie fein, wenn man dem allen eine persönliche Note zu geben weiß, die der Eigenart des andern oder unserer gerecht wird! Ganz besonders empfindlich sind wir alle in bezug auf die Unabhängigkeit von andern Menschen. Daß wir es als unfein empfinden, wenn man uns nicht bloß tadelt, sondern auch sogar, wenn man uns ins Gesicht hinein lobt, liegt darin begründet, daß, wer mich tadelt oder wer mich lobt, sich über mich stellt, und das paßt nicht jedem. Wie fein müssen sogar einfache Belehrungen über Tatbestände gestaltet werden, um jemand nicht dadurch zu verletzen, daß man sich mit ihnen anscheinend über ihn stellt! All die üblichen Bitten, z. B. „Gestatten Sie", Erlauben Sie" setzen im Gegensatz dazu gerade voraus, daß wir den andern als unsern Gebieter ansehen, der uns Rechte zu geben hat. Wenn man jemand nicht wiedererkennt, seinen Namen nicht weiß oder den Namen verdreht und Witze darüber macht, wenn man ihm nicht zuhört oder an ihm vorbeiredet, so ist das alles Mangel an Achtung vor der Person. Neugierde, die Sucht sich aufzudrängen und lästig zu fallen, sind darum peinlich, weil sie Eingriffe in das innerste Eigentum und Recht des andern bedeuten. Die feinste Höflichkeit aber, die darin besteht, daß wir dem besten Gehalt des andern gerecht werden, indem wir ihn etwa um seines Könnens und seiner seelischen Reife willen auszeichnen, hat die Achtung vor seiner Persönlichkeit zur Voraussetzung, denn wer wird einen solchen in einer Gesellschaft nicht jedem andern vorziehen, der seine Vorzüge in seinem Besitz und Rang, aber nicht in seinem innersten Wesen hat?

So vieles, was sonst als Höflichkeit gilt, etwa beim Essen, beim einfachen Sitzen, Kommen und Gehen, oder in der Art, wie man auf unangenehme Fragen und unverschämte Zumutungen antwortet, hat die Selbstbeherrschung zur Voraussetzung. Die Höflichkeit verlangt, daß man wenigstens die Rolle geistiger Wesen spielt, die Herren über ihre Begierden und Triebe sind. Gehört nicht etwas ganz anderes doch auch hierher, daß man nämlich nicht ablest aus seinem Manuskript, wo man den Eindruck ganz persönlicher Beteiligung machen möchte, wie etwa bei einer Predigt oder einer Rede, die an einem freudig oder schmerzlich bewegten Familienfest gehalten wird! Wie wäre die Menschheit so gut, wenn sie wäre, wie sie schiene, — wenn Höflichkeit bei jedem einzelnen Widerschein des Wesens wäre und nicht bloß ein angenommener Schein, der das Tier verdeckt! So groß die Gefahr ist, daß man sich mit diesem Schein von der Aufgabe selbst loskauft, so sehr ist für andere Fälle wieder diese Höflichkeit ein Weg, um zur Vollendung zu kommen. Wenn nur ehrliche und in sich wahre Menschen sich ihrer bedienen, so wächst mitunter der Geist, aus dem sie stammt, in ihren Geist hinein.

Die Person und die Sachen.

Von großer Bedeutung für die Person und die Persönlichkeit ist das Verhältnis zu den Sachen, wie ja überhaupt für alles, was besteht, sein Gegenteil und sein Gegensatz von der größten Bedeutung ist. Zu diesen Sachen rechnen wir nicht nur die Dinge des Lebens und der Welt, sondern auch die Tiere, also alles, was unpersönlich und unterpersönlich ist. Der erste und wichtigste Satz, der für dieses Verhältnis zwischen Person und Sache gilt, ist nun der wie man

Personen nicht als Sachen, also nicht als Dinge und als Mittel gebrauchen darf, so darf man auch Sachen nicht ansehen und werten, als wenn es Personen wären. Es muß immer die Majestät des persönlichen Lebens allen Sachen gegenüber zum Ausdruck kommen.

Und doch ist das eine der allertiefsten menschlichen Neigungen, Sachen wie Personen anzusehen. Und zwar besteht diese Neigung zunächst darin, daß wir etwas von unserem eigenen Personenleben in die Sachen hineinlegen. Der Mensch ist von Hause aus Animist, und dieser animistische Grundzug ist schier unausrottbar. Unser Ich mit seinem Wahrnehmen, Denken, seinem Fühlen und Wollen, ist so stark in uns, daß wir es in alles, was uns umgibt, hineintragen müssen. Erde und Himmel bevölkern wir mit Wesen, die uns gleich sind, und leihen allen Geschöpfen etwas von unserer Person mit ihrem Eigenwillen und ihrer Eigenart. Dieser Trieb, alles um uns her zu beseelen, dient dem Wunsche, uns die Dinge um uns her nicht nur verständlicher zu machen, — denn was verstehen wir, wenn wir es nicht mit uns selbst in Verbindung bringen? — sondern wir wollen es uns auch etwas wärmer machen in der Welt, indem wir sie mit Wesen unseresgleichen bevölkern. Es braucht hier bloß erwähnt zu werden, wie dies der tiefste Trieb aller Mythologie und darum auch aller Religion ist. Die Gestirne und die Berge, die Bäche und die Quellen, die Tiere und die Bäume bekommen etwas von unserer Seele. Fällt von dieser mythologischen Neigung der religiöse Zug ab, so bleibt die Poesie und die Kunst überhaupt übrig. Aber wir brauchen nicht auf diesen Höhen des Lebens zu bleiben, wenn wir das Bestreben, Seele in den Dingen zu finden, gewahr werden sollen. Im alltäglichen Leben leihen wir alle den Dingen, die uns am nächsten sind, etwas von unserer Seele. Wie kann man doch wirklich Dinge lieb haben! Von

Tieren soll nun noch nicht einmal geredet werden, weil es sich hier von selbst versteht und weil sie doch einen starken Grund zu solcher Beseelung geben, der wir ja auch durch Verleihung Zuerkennung eines Eigennamens Ausdruck verleihen. Aber wie kann man Dinge liebhaben! Wie kann man bestimmte Gegenden, gewisse Wald- und Bergwege oder bestimmte Plätze am Meer lieb haben! Und zwar wird das oft darum der Fall sein, weil wir entweder in ihrer ganzen Art etwas finden, was unsere Eigenart ausdrückt oder gegensätzlich ergänzt, oder weil wir an diesen Stellen etwas erlebt haben, was uns veranlaßt, sie in dieses Erleben hereinzuziehen, als hätten sie es miterlebt. Oder aber, wie kann man sogar einen Stock, einen Bleistift lieb gewinnen, um von Büchern und Bildern zu schweigen, in denen ja fremder Persönlichkeitsgehalt liegt! Aber einen Stock, der einen auf mancher Wanderung begleitet, einen Bleistift, den man bis auf das vorderste Spitzchen abnutzt, den man immer wieder verloren und immer wieder gefunden hat — ach man nennt sie treu, während man doch selbst ihnen treu ist und sich nicht von ihnen trennen kann. Und auch Kleider gehören hierher, nicht nur der ja sicher schon etwas ältliche, schier dreißig Jahre alte Mantel des Volksliedes, sondern zum Entsetzen der Hausfrau auch so mancher, nicht mehr ganz salonfähige Hausrock, in den man sich so hübsch hineingedehnt und gereckt hat, mit dem hundert Gedanken und Gefühle von Gemütlichkeit verwachsen sind — man kann ihn leider lieb haben und sich nur schwer, der Not oder dem Befehl gehorchend, von ihm trennen. All diese Dinge, all diese kleinen Schwächen — welcher Rigorist will etwas gegen sie einwenden, solange sie nur irgend in einer Beziehung zur Seele stehen und nicht Ausdruck des Geizes sind? Daß besonders Dinge, die dem Genuß, und zwar als soziale Bindemittel dienen, z. B.

Tee, Kaffee, Tabak, hierher gehören, sei der Gerechtigkeit halber doch auch noch erwähnt. Diese Beseelung bringt Wärme ins Leben und macht einen Teil des Gemütslebens aus, und darum wollen wir sie uns nicht rauben lassen.

Sonst freilich gilt, daß die Person mehr wert ist als jede Sache. Ich und Du und Wir und Ihr und Sie — das kommt doch zuerst und dann erst darf Es und das sächliche Sie an die Reihe kommen. Das ist ein echter Humanismus, das ist die Grundvoraussetzung des Christentums: „Seid ihr denn nicht viel mehr denn sie?“ Und alle Sentimentalität muß dabei schweigen, auch die Tiere gehören zu den Dingen, die um des Menschen willen da sind. Die Sachen sind bloß als Mittel da, als Mittel für uns, und die Sachen haben darin ihre Ehre, daß sie als Mittel für Menschen da sind. Der Mensch ist der Herr aller Dinge; er ist nicht um ihretwillen, sondern sie sind um seinetwillen da. Unbedingt ist zunächst einmal Ich mehr als Es. Wenn es sich um mein Leben, meine Gesundheit, um mein Recht und um meine Freude handelt, dann haben die Sachen ganz einfach zu dienen. Das richtet sich zumal gegen allen Geiz. Geiz ist die Unfähigkeit, zwischen Person und Sache, zwischen Zweck und Mittel zu unterscheiden. Aber auch Du und Er ist mehr als Es. Ein Mensch muß uns immer mehr wert sein als Geld und Gut. Wenn es ein Menschenleben gilt, dann wird kein Geld und kein Geldeswert geschont, und das ist recht. Und wenn es die Gesundung eines Menschen oder gar die Bildung und Erziehung eines Kindes, ja wenn es nur die Erholung und Ergötzung eines andern, der auf uns angewiesen ist, gelten sollte, dann ist das elende Geld gerade dazu gut genug. Der Reichtum eines Hauses, einer Kolonie, eines Landes, das sind seine Menschen. Der Reichtum eines Menschen, das sind die Menschen, die er lieb hat und die ihn lieb

haben. Das ist ein großer weittragender Gedanke, gegen den immer wieder gefehlt wird. Hierin zeigt sich echter Jesusgeist, der der humanste Denker war neben allem andern, was er sonst noch ist. Der Mensch ist nicht um des Sabbaths willen, sondern der Sabbath ist um des Menschen willen da; dabei kann man für Sabbath beliebige menschliche Einrichtungen und Werte des Lebens einsetzen. — Aber wie wird in der besten Absicht dagegen gesündigt! Wie werden doch oft Menschen um solcher Einrichtungen willen gequält, wenn sie aus der Reihe der Mittel in die der Zwecke und Hauptwerte erhoben werden! Ordnung, Sauberkeit, Pünktlichkeit und ähnliche Dinge sind etwas sehr Schönes und Wertvolles, aber sie dürfen keine Götzen werden, denen Menschenglück geopfert wird, sie müssen immer als Mittel für Menschen angesehen und müssen darum selber geopfert werden, wenn es sich um Menschenwohl handelt. Das soll ein Wort für Hausfrauen und Erzieher sein. Aber man soll sich auch selber nicht mit solchen Dingen quälen. Es ist nicht zu sagen, wie leicht doch der Mensch immer wieder in das unterpersönliche Wesen hinabsinkt und ein Knecht der Ordnung und der Reinlichkeit, ein Sklave der Uhr und des Kalenders, des Maßes und der Zahl wird. Niemals passiv, sondern immer aktiv, niemals Knecht, immer Herr! Niemals sich haben und gebrauchen lassen, sondern immer selber haben und gebrauchen!

Damit sind wir schon an den höheren Begriff, an den der Persönlichkeit gekommen. Sie hat sich den Sachen gegenüber zunächst darin zu beweisen, daß sie sich von ihnen unabhängig hält. Wieder stimmt es mit Jesu Gedankenwelt, wenn wir hauptsächlich das Geld als die knechtende Macht voranstellen, um ihr aber alle andern Un- und Halbwerte des Lebens folgen zu lassen. Sie sind darum böse, weil sie uns die geistige Freiheit rauben und eine starke Neigung haben, uns zu knech-

ten und selber böse zu machen. Darum sagt Jesus, daß eine unverletzte Seele mehr wert sei, als die ganze Welt. Das ist sein Grundgedanke, sein alles tragendes Werturteil, wie jeder Religion und Philosophie ein solches zugrunde liegt. Darum will er auch Auge, Hand und Fuß abgeschnitten, ausgerissen und weggeworfen haben, wenn sie die Seele, also die Persönlichkeit, in unserem höheren Sinn schädigen können. Und das müssen wir der Askese nachsagen, daß sie eine starke Hilfe zur Bildung von Persönlichkeiten in dem Sinn wertvoller Lebensgestaltung gewesen ist, denn sie hat die Unabhängigkeit von den Dingen gezeigt. Und da sie auf der Voraussetzung ruht, daß alle irdischen Werte gering sind gegen Gott und seinen Himmel, so wird eine wahre Persönlichkeit ohne solche höchsten Werte undenkbar sein.

Aber diese bloß negative Stellung zu den Dingen ist doch das höchste nicht; oft beruht sie auf einer gewissen Angst vor den Dingen. Viel höher steht die positive tätige Herrschaft über sie. Dazu gehört schon, wie oben gesagt war, daß man die Dinge im Dienst der Person, der eigenen und der fremden, gebraucht. Denn die Rücksicht auf die Person ist ein wichtiges Stück in dem Leben der Persönlichkeit. Aber soweit die Persönlichkeit behauptete und betonte Eigenart ist, bedarf sie ebenfalls der Dinge. Wie sollte sich Eigenart denn auch anders zeigen? Die Herrschaft in diesem Sinne besteht darin, daß man die Dinge im eigenen Sinn durchdringt und gestaltet. Das fängt schon ganz einfach an: jede Person bedarf des Privateigentums, um Persönlichkeit zu werden. Im Verkehr mit den Dingen kann sie sich herausarbeiten. Die Dinge machen mir einen Eindruck, und ich gebe ihm dann einen Ausdruck — so entfaltet sich mein Eigenes. Es ist schwer, in einer Kaserne oder in einer Massenwohnung Persönlichkeit zu werden. Darum bedarf jeder zum wenigsten eines eigenen Zimmers,

das er nach seiner Art schmücken und einrichten kann. So muß sich Persönlichkeit betätigen, wenn sie nicht sterben soll, und zwar an den Dingen. Diese Betätigung geschieht in mannigfacher Weise. Die einen beschränken sich darauf, sich Dinge nach ihrem Geschmack auszusuchen und zusammenzustellen. Das ist für jeden, der es tut und für jeden, der es sieht, eine Freude, wenn sich Eigenes betätigen kann. Und ist auch eine Eigenart, die sich in der Anordnung eines Zimmers ausspricht, der meinigen entgegengesetzt, sie ist doch nicht nur überhaupt wertvoller, sondern auch mir interessanter als die öde Schablone. Niemand geht achtlos vorüber, wenn sich, unbewußt und ohne Absicht aufzufallen, ein Ich in irgendwelchen Dingen ausspricht: „so will ich es haben.“ Darum gibt man jetzt Kindern viel mehr Gelegenheit, sich ihre Welt nach ihrem Kopfe zu gestalten. Im Gestalten Etwas oder gar Einer zu werden, das ist ein wichtiges Stück in aller Entwicklung. Auf dem Höhepunkt ist diese Herrschaft der Persönlichkeit über die Dinge, wo sie zum schöpferischen Gestalten nach der Art des Künstlers wird. Holz und Stein, Farbe und Ton wird dann zum Instrument für die Eigenart einer Persönlichkeit. Je mehr dies nach der Weise der Natur geschieht, desto größer ist das Genie und die Macht über uns andere. Auch hier ist Herrschaft des Geistes über den Stoff, auch hier sind wertvolle Güter in eigenartiger Gestalt, und die Sachen sind ganz in den Dienst des Geistes hereingezogen, so daß man oft kaum mehr etwas von ihnen merkt.

Die Ehe.

Auf dem Gebiet der Ehe ist viel Gutes im Lauf der geschichtlichen Entwicklung und besonders unter dem Einfluß des Christentums errungen worden, und zwar steht auch hier,

wie so oft, der Fortschritt im Dienste des Persönlichkeitsideals. Ursprünglich war sicher nur der Mann berechtigt zum Ich, die Frau war ein Es oder gehörte gar zu dem sächlichen Sie. Denn sie kam nicht als Einzelwesen, sondern als Masse in Betracht, soweit die Vielehe und der Harem galten. Sie hatte kein Eigenrecht, sondern galt als Sklavin und besseres Arbeitstier. Sie war ein Ding, das gekauft werden konnte und mußte; endlich bedeutete sie in der Regel bloß ein Mittel, und zwar ein solches zum Genuß des Mannes und zur Erzeugung rechtmäßiger Nachkommen. Wir finden hier unsere alten Denkformen, die auf die Unterschätzung des persönlichen Lebens hinweisen, alle wieder beisammen. Im Gegensatz dazu ist die Entwicklung auf die Wertschätzung der Frau als einer Person hin gegangen. Tatsächlich ist darum die Stellung, die die Frau in einer Zeit einnimmt, ein Kennzeichen für ihre Kulturhöhe, weil Kultur die Wertschätzung jedes Menschen als einer Person zur Voraussetzung hat. Ob die Einehe darin der Lehre von dem einen Gott verwandt ist, daß sie erst möglich war, als das wachsende Personenbewußtsein die Gemeinschaft mit mehreren Göttern und ebenso mit mehreren Frauen ausschloß? Jedenfalls ist dies, wenn auch nicht ein Beweggrund in der Entwicklung, so doch der tiefste Sinn, den der Übergang von den vielen zu dem einen auf beiden Linien enthält.

Sicher finden sich aber noch Reste jener frühern unterpersönlichen Auffassung, wie überhaupt selten eine so gründliche Umwälzung der Gedanken vor sich geht, daß keine Spuren mehr bleiben. Denn abgesehen von geschichtlichen Nachwirkungen sind doch die Wurzeln jener Auffassung selbst immer noch in menschlichen Seelen, trotz aller Kultur, vorhanden. So pflegt mancher Bauer immer noch von seiner Frau mit Es zu sprechen. Allerlei Scherzworte deuten an, wie er sie, wenigstens

scheinbar, vor allem als ein nötiges Arbeitswesen zu würdigen weiß. Aber fällt es nicht auch in gebildeten Ständen noch überaus schwer, und zwar nicht bloß dem Manne, nicht nur Ich, sondern auch Du zu sagen? Denn das ist doch das Geheimnis der Ehe, daß Ich und Du nebeneienander stehen und aus beiden Wir wird, ohne daß Ich und Du selber aufhören. So sollte es überall sein, und nicht so, daß Du ein Mittel wird für das Ich, um seine Behaglichkeit, sein Fortkommen und seine Versorgung zu ermöglichen. Das Ich darf weder das Du so ansehen, noch darf das Ich es leiden, daß sich das Du selber so ansieht. Das Du darf aber auch keine Kopie vom Ich werden sollen, noch werden wollen, sondern es soll Du bleiben. Ebenso darf auch das Ich das Du weder in Abhängigkeit von sich bringen, noch es dulden, daß es sich selbst dahin bringt. Warum wir uns so allgemein ausdrücken und als das Ich nicht nur den Mann ausgeben, dürfte nicht schwer zu finden sein. Ebensowenig darf es sein, daß eins das andere als ein Ding ansieht, das man nach seiner Laune behandelt wie man will, als ob es kein Gefühl besäße.

Vielmehr sollte folgendes gelten. Statt eines Mittels sehe das Ich im Du, aber auch jedes Ich in sich selbst einen Selbstwert und einen Selbstzweck, weil ein Mensch niemals nur Mittel sein darf. Statt der Kopie wünsche ein jedes Ich am andern ein Original zu haben und halte sich auch selber als ein solches. Sicher fällt es ja jedem stärkern Willen schwer, sich jemand anders neben ihm nach seiner Eigenart entfalten zu lassen; ebenso fällt es manchem schwachen Willen neben einem starken schwer, sich nicht in seiner Art unterdrücken zu lassen, sondern sich darin zu behaupten. Es ist nicht zu sagen, wie viel Märtyrertum still und schwer in dieser Beziehung getragen wird, zumal wenn ein Mann die Frau mit Gewalt nach seinem

Bild zurechtmodeln will und mit seinen Idealen quält. Statt der Abhängigkeit sollten beide Eheleute nichts lieber sehen, als wenn sich der Gatte zu eigener persönlicher Selbstbestimmung in seiner ganzen Schönheit entfaltet, so daß zwei, nicht gleichartige, aber gleichberechtigte Einzelwesen nebeneinander stehen. Statt als ein Ding sieht ein Christ und überzeugter Anhänger des Persongedankens den Gatten als ein Wesen an, das eine noch viel empfindlichere Seele hat als er selbst; das ist jedenfalls besser, als sich im gedankenlosen Nebeneinander der Meinung hinzugeben, als fühlte man selber allein, was einem das andere antut.

Ganz anders ist es ja, wenn sich im gemeinsamen Leben einer liebreichen Ehe von selber eine Übereinstimmung in dem Charakter, die sich ja bekanntlich oft auch auf das Gesicht erstreckt, zu bilden beginnt, wenn sich freiwillig und, weil es die Not erfordert, eins zum Mittel für das andere macht, oder wenn es etwa einem kranken Gemahl gegenüber sein eigenes Gefühl ganz hinter der selbstverleugnenden Dienstpflicht zurückstellt. Aber sonst gilt als die Regel in einer dem Wesen nach christlichen Ehe: nicht zweimal dasselbe Ich — das ist ja auch langweilig —, sondern ein Ich und noch ein Ich, und das gibt zusammen ein Wir. Und innerhalb dieses Wir gilt dann die Pflicht, sich gegenseitig zum Ideal zu helfen oder wenigstens sich gegenseitig freien Raum zu geben, so daß man sich je zu seinem eigenen Ideal entwickeln kann. Denn auch hier, und hier vor allem gilt unsere allgemeine Regel: das höchste ist nicht die Freiheit der Person, sondern die Persönlichkeit, die höhern Werten selbständig anhängt. Also die Freiheit der Person hat ihre Grenze an der Persönlichkeit, wie umgekehrt auch die Rücksicht auf die andere Person einen Inhalt der Persönlichkeit, soweit zu ihren Werten auch das Sittliche gehört, zu bilden hat.

Diese Rücksicht auf die andere Person hat immer wieder ihre Erziehung zur Persönlichkeit im Auge. Daß dabei aber nicht die eigene Art, Persönlichkeit zu sein, sondern die dem andern angemessene Art den Zielpunkt bildet, ist ebenso wahr, wie das andere, daß ich nur immer ganz subjektiv aus meiner Auffassung heraus bestimmen kann, wie das Ideal der Persönlichkeit des andern beschaffen ist. Aber wenn ich mich nur dahinein zu versetzen suche, habe ich etwas Besseres getan, als wenn ich den andern nach mir modeln will.

Noch ein Wort über die Frau in der Ehe besonders. Ihre Persongeltung steigt in dem Maße, als ihr „Nutzwert“ abnimmt. Darum sollte das Streben von Technik und Organisation dahin gerichtet sein, immer mehr Arbeit auf das mechanische Gebiet abzuwälzen, um der Frau die Teilnahme an der Kultur, dem Inbegriff der höheren Werte, zu eröffnen. Dann erst kann sie ihrem Manne und ihren Kindern wirklich „Etwas“ sein. Denn viele Ehen kranken an der unendlichen Öde, die einem anspruchsvollern Manne die gleichgültige Frau ins Haus bringt, oder auch an dem Stumpfsinn des Mannes, der es verschmäht oder nicht versteht, eine Seele, die in die Höhe will, emporzuheben. Daß auf der andern Seite vielen „Damen“ in dem Übermaß ihrer schmökernden und klimpernden „Bildung“ etwas mehr verantwortliche Hausarbeit vorzüglich wäre im Dienste ihrer Ausbildung zur Persönlichkeit, soll doch auch nicht ungesagt bleiben.

Dem Eigenrecht der Frau größere Geltung zu schaffen, ist der tiefste Sinn der Bestrebungen, die ihr eine größere Möglichkeit, über ihr Vermögen und auch über das gemeinsame Vermögen zu verfügen, einräumen wollen. Auch die nicht bloß lächerlichen Bemühungen, ihr Wahlrecht zu verschaffen, gehören hierher. Diese werden auf die Dauer nicht ohne Er-

folg bleiben können, je stärker sich der Personengedanke durchsetzt. Ihrer Eigenart müssen immer größere Möglichkeiten, sich auszuwirken, eröffnet werden. Und zwar geschieht dies nicht nur in ihrem Dienste, sondern in dem der Gesamtheit. Am besten stehen ihr die Ämter an, die ihr es erlauben, ihre tiefste Eigenart, nämlich ihre Mütterlichkeit, auszuleben, also etwa als Vormund, als Armen- und Gemeindepflegerin usw. tätig zu sein. Dagegen hat der Beruf der Telefonistin mit der Mütterlichkeit herzlich wenig zu tun.

Und noch ein Wort über die Ehe, soweit von unserem Gesichtspunkt aus auf sie Licht fällt. Dabei handelt es sich um die Zwangsehe, als um die Form, die angeblich dem Persönlichkeitsgedanken widerspricht. Denn dieser gilt als der tiefste Beweggrund der Frauenbewegung. Jene Eheform durch die wilde Liebe zu ersetzen, dürfte nicht der Wunsch vieler Frauen sein, denn sie wissen zu gut, wie gerade diese am meisten ihre Geltung als einer Person zerstört. Die wilden Weiber, die ein sexuelles Sich-Ausleben auf ihre Fahne geschrieben haben, sind ekelhaft, denn sie verraten, was sie als ihr Sich ausgeben, das sie ausleben wollen. Aber z. B. Ellen Key verwirft diese wilde Liebe aufs stärkste, und ein Ehereformer wie Iwan Bloch findet sogar Worte für die Bedeutung der Askese, was gegenüber dem törichten und frechen Gerede von der Heiligkeit jeder Mutterschaft, einerlei, wie sie erworben wurde, sehr wohltut. Dagegen hat die Befürworterin der freien Liebe manches an jener Zwangsehe auszusetzen. In ihr geht oft genug der Bund und die Gemeinschaft äußerer Art über die Neigung hinaus, und das verletzt die Würde der Persönlichkeit; die Achtung der unehelichen Mutterschaft läßt auf eine Überschätzung der rechtlichen Form gegenüber der „Liebe“ schließen; was hat denn der Staat in diese persönliche Angelegenheit zweier Menschen dreinzureden? — eine größere Freiheit auf diesem Gebiete wäre sicher eine Ursache größerer Beständigkeit und Aufrichtigkeit; denn wo keine „Liebe“ mehr ist, hat die Ehe ihre Berechtigung verloren. Darum verlange die Rücksicht auf die „Persönlichkeit“, daß neben der Zwangsehe auch losere Formen der Gemeinschaft zwischen den Geschlechtern, also z. B. das sogenannte „Verhältnis“ freigegeben werde. Das sind Gedanken solcher Ehereformer.

Gewiß, man wird sich dem schweren Bedenken nicht verschließen, wie viel Menschenglück in der Zwangsehe zugrunde geht. Aber dann wird man auch daran denken: schließlich ist der höchste Gesichtspunkt, den diese Kritik aufzubringen pflegt, nämlich der des persönlichen Glückes, noch nicht der höchste in Wirklichkeit. Höher steht für uns gerade der andere, die Persönlichkeit mit der Entfaltung des tiefsten Eigenwesens, und zwar in ihrem Verhältnis zu den höhern Gütern des Lebens, zu ermöglichen und zu befördern. Mit dem Blick auf diesen Punkt muß man freilich leider von vielen Ehen sagen: wie viel Persönlichkeitsleben bleibt unentfaltet, weil der Rechte oder die Rechte nicht gewählt wurde; denn für viele Menschen gibt es nur einen andern Menschen, der den Schlüssel zu diesem innersten Kämmerchen der Seele hat. Und wenn dann dieser Mensch über den Weg kommt, dann gibt es den tragischen Fall, den die höchsten unter unsern Romanen und Dramen behandeln, während es sich in den meisten leider bloß um das Glück und das Vergnügen der Person allein handelt.

Mögen ernste Menschen auch noch so tief dem schweren Problem nachdenken, ob es nicht möglich sei, in jenem oben erwähnten Falle einen Dritten in die Ehe „hereinzunehmen“, der solche geistigen und seelischen Bedürfnisse, die der andere Teil in der Ehe nicht erfüllt, befriedigen kann, mag einer

unter ihnen angesichts der harten Not so mancher Frau bis an den Gedanken der Vielehe heranstreifen, so dürfen wir an der Zwangsehe als einer rechtlich festgelegten Gemeinschaft auf Lebenszeit nicht rütteln lassen. Und zwar zunächst einmal im Dienste der wirklichen Dritten in dem Eheverhältnis, nämlich der Kinder, die zur Entfaltung ihrer Person ein wärmeres Nest brauchen, als die Staatsanstalten, in die man das unangenehme Nebenprodukt der sogenannten „Liebe" abschieben möchte. Ferner im Dienste des Ernstes bei der Wahl des Gatten, die immer leichtfertiger würde. Auch zum Schutz vor sich selbst ist jene Bindung gut, weil wir doch nun nicht bloß ideale Menschen, sondern recht schwache Geschöpfe sind, in denen die polygamischen Instinkte immer noch wenigstens in der Phantasie oft genug nachwirken. Zwar sollte die Rechtsform Ausdruck der Gesinnung sein, aber häufig schafft sie auch diese Gesinnung und stellt sie wieder her, wenn sie bedroht ist, wie das überhaupt jede Form so oft vermag. Endlich ist, wieder von unserm Gesichtspunkt der Persönlichkeit aus, der über dem der Person steht, eine gründliche Selbstüberwindung und Selbstbeherrschung ein, wenn auch schweres, so doch fast unentbehrliches Mittel, eine Persönlichkeit im höchsten Sinne zu werden. Gewiß zerbricht mancher Mensch unter den Folgen seines Irrtums oder unter unverschuldeten Enttäuschungen in der Ehe; dafür aber kommen oft genug aus solchen unglücklichen Ehen große ernste Menschen mit tiefen Augen heraus, Menschen, die überwunden und sich auf eine große geistige und seelische Höhe still und klaglos hinaufgelitten haben. Darum können wir nicht von dieser Eheform lassen, weil sie in dieser Weise mit unsern höchsten Idealen in Beziehung treten kann. Gewiß, die Zwangsehe von einander unsympathischen Menschen ist von vornherein so verwerflich,

wie die Augenblicksgemeinschaft von zwei ineinander Verliebten; über diesen beiden Formen steht sicher die Dauergemeinschaft von einander sympathischen Leuten. Aber darüber steht doch noch die Dauerehe von zwei Menschen, die zwar einmal sich für kurze oder längere Zeit in dem Glauben an ihre tiefe Sympathie enttäuscht sahen, dann aber, nicht ohne die hilfreiche Beeinflussung durch die Rechtsform der Ehe und die Kinder, sich auf höherem Boden wieder zusammenfinden.

Die Erziehung.

Auch das Gebiet der Erziehung gehört zu den Gebieten, auf denen seit längerer Zeit alles in Bewegung ist. Eine starke Kritik und eine lebhafte Arbeit zu ihrer Neugestaltung macht sich bemerkbar. Wir können vermuten, daß es auch wieder unser Persönlichkeitsgedanke ist, der beides, die Kritik und die schaffende Arbeit, bestimmt.

Was hat man denn an der bisherigen und noch weithin herrschenden Art der Erziehung und dazu auch natürlich des Unterrichtes auszusetzen?

Man findet, wie z. B. die bekannte Schriftstellerin Ellen Key, daß das Einzelwesen mit seinem Empfinden und Bedürfen, mit seinem Recht und seinem Können, viel zu viel vernachlässigt werde. Alle sozialen Einrichtungen und Bestrebungen sind halt- und wertlos, wenn sie nicht ihre Grundlage in den persönlichen Gefühlen dieses einzelnen haben. So bringt es die gegenwärtige Erziehung nur zu dem traurigen Ideal, die heranwachsenden Schüler zu mehr oder weniger gelungenen Kopien ihrer Eltern und Lehrer zu machen und eine große gleichförmige Masse heranzuziehen. Die Schule

mit ihrem Korpsgeist ist eine Stätte herdenmäßiger Erziehung, eine Erziehungsfabrik, die es vor allem darauf absieht, gute Soldaten und Beamte heranzuziehen. Darum nimmt sie übertriebene Rücksicht auf den Durchschnitt, worunter dann die besseren Schüler zu leiden haben. Zu diesem Schaden fügt die Schule noch den Spott, daß sie ihre abplattende Gesellschaftserziehung noch mit dem lauten Geschrei begleitet, man müsse auf die Individualität der Schüler achten. Besonders wird aber die Eigenart, in der das Ich mit seiner ganzen Kraft steckt, vernachlässigt oder gar unterdrückt. Unbegehrte Stoffe löffelt oder preßt der Unterricht ein, und zwar pflichtmäßig allen in derselben Klasse dieselben „Bildungs"stoffe. Diese werden von den armen Schülern auf dem Weg des Büffelns angeeignet, weil sie gar kein eigenes freudiges Verhältnis zu ihnen haben. Das Ideal der allgemeinen harmonischen Bildung will es so, daß nur nach den Normalstoffen, aber nicht nach der Art des Zöglings gefragt wird. Ebenso sollen auf dem Weg der Erziehung die Kinder zu mehr oder weniger gelungenen Kopien ihrer Eltern und Lehrer gemacht werden. Das unpersönliche, hausbrave Kind ist das beste, das trotzige, in dem sich ein starker eigener Wille regt, ist böse; es gilt für die höchste Aufgabe, ihm den Willen zu brechen, womit man ihm aber auch sehr oft das seelische Rückgrat bricht. Diesen kritischen Sätzen Ellen Keys kann man noch andre Beobachtungen und Erwägungen zur Seite stellen. Man wird niemals einen Menschen vergessen, dem durch die noch vor zwanzig Jahren allgemein übliche häusliche und schulmäßige Erziehung der Wille und damit aber auch das Selbstvertrauen gebrochen worden ist, weil sein Wille nicht stark genug war, den oft so rohen Schimpfereien und Strafen zu trotzen; zwar, wer diese Erziehung ertrug, weil sein starkes Ich ihr widerstand, der ist

freilich sehr stark geworden, aber viele sind daran zugrunde gegangen. Dem ganzen Verfahren liegt der falsche Glaube an bestimmte Normalformen geistiger und seelischer Bildung zugrunde, die einmal erworben sind und unbedingt zu gelten haben. Denn der Lebende hat Recht. Damit wird vollständig verkannt, daß zwar Ideale immer bleiben, aber ihre Gestalten wechseln. Eltern und Kinder sind nach einer unerschütterlichen Regel immer anders gerichtet, sodaß man darin auch den Ausdruck für den Willen Gottes sehen muß, denn Gott hat nicht nur bestimmte Ideale, sondern auch die gegebene Natur der Menschen geschaffen. Aber eine Erziehung, die daran nicht glaubt, weiß den Widerspruch zwischen ihren eigenen Idealen und der ihr gegebenen Beschaffenheit der Jugend nur so zu überwinden, daß sie beständig eingreift und stört. Nichts soll sich in ihr frei entfalten dürfen, alles, was in ihr steckt, wird geschwächt oder gar ausgetrieben — denn die Natur taugt von Hause aus wenig oder gar nichts — und alles, was nicht drin ist, wird hineingepreßt. Als tiefsten Grund dieses Verfahrens sieht Ellen Key den Glauben an, daß das Natürliche von Haus aus sündig und schlecht ist, während ihrer Überzeugung nach das Natürliche gerade umgekehrt gut ist, so daß man nur nötig hat, die Natur sich entfalten und entwickeln zu lassen. Sie glaubt nicht an die gefallene, aber an die unvollendete Natur. Diese sich frei entwickeln und vollenden zu lassen, bedeutet, der Jugend ihr Glück und ihre Kraft wiedergeben.

An dieser Kritik ist ohne Zweifel sehr vieles schief und übertrieben. Vor allem gilt dies von dem letzten Dogma, daß die Natur gut ist. Woher dieses stammt, ist klar: es ist Rousseau, der dem Kirchenglauben den Naturglauben entgegengestellt hat. Aber diese Grundanschauung ist falsch. Werte stecken nie von

vornherein in der Natur, Werte wachsen als Inhalt der Kultur in der Geschichte und werden auf dem Wege der Erziehung immer dem folgenden Geschlechte übermittelt, wenigstens aber angeboten. Die erste beste Kindesseele, die man genauer kennen lernt, bestätigt einem diese Anschauung, daß nicht alles, was die Natur liefert, gut ist, ebenso wenig wie es böse ist. Es ist doch tatsächlich vieles in ihr, was mindestens zurückgebogen, was vielleicht auch gebrochen werden muß. Offenbar ist der Fehler von Ellen Key wieder einmal der: sie tritt für das Recht der Person, für ihr Eigenrecht und ihre Eigenart, ein, aber sie verwechselt, wie die meisten, Person und Persönlichkeit. Sie tut den Gegenschlag gegen die bisherige Pädagogik, daß sie deren Unart rügt, ihre Werte einfach als die Werte dem Nachwuchs aufzuzwingen. Temperamentvoll, wie sie ist, und als Weib nimmt sie dann gleich gründlich für die Unterdrückten Partei, um sie über die Maßen gerade so zu erheben, wie die alte Anschauung sie heruntergedrückt hat. Sie sollte wissen, daß es geschichtlich hervorgetretene Werte und Ideale gibt, die erziehlich und unterrichtlich zu übermitteln sind. Diese können wir als Lehrer und Erzieher nicht anders übermitteln, als sie uns aufgegangen sind; aber wir werden uns davor hüten, daß wir die Form, die sie für uns genommen haben, als die einzige ansehen, und werden dahin streben, daß unsere Nachkommen die Ideale und Werte in ihrer Form annehmen und aneignen. Oder vielmehr: wir brauchen eigentlich dafür gar nicht zu sorgen, das tun ja die Nachkommen immer ganz von selbst. Aber wir müssen geschichtliche Bildung genug haben und von dem ewigen Wechsel der Form dieser Ideale so überzeugt sein, daß wir jene gewähren lassen, wenn sie es anders machen als wir. So müssen wir denn dieser Kritik und den sie ergänzenden Vorschlägen weithin recht geben. Wir können nicht anders, als das Recht des

einzelnen und des eigenen Wesens betonen. Wenn es nur Ideale und Werte sind, die in eigentümlicher und eigener Kraft erstrebt, wenn es nur nicht die Wünsche des niedern Ich sind, die zur Zügellosigkeit entbunden werden! Die Person hat ihre Grenze an der Persönlichkeit, aber die Werte und Ideale dürfen und müssen eigenartig, nach der Beschaffenheit der Person angeeignet werden.

So steht denn die neuere Pädagogik einmal wieder unter der Losung: der Einzelne und das Eigene. Das drückt sich zunächst darin aus, daß man sich um die Erkenntnis der Schüler bemüht. Die psychologische Forschung beschränkt sich nicht mehr auf die Kinder, sondern zieht auch die ältern Schüler der höheren Lehranstalten heran. Man bemüht sich zunächst einmal darum, den allgemeinen Lernprozeß immer klarer herauszustellen; aber dann sucht man möglichst tief in die Einzelheiten einzudringen, um ja nicht in dem Schema hängen zu bleiben. So gilt eifriges Nachforschen und Nachdenken den verschiedenen Begabungs- und Charaktertypen, ebenso den verschiedenen Arten, wie überhaupt Geistiges aufgenommen wird. Diese ganze Arbeit braucht ja nicht auf die Methoden der experimentellen Psychologie allein angewiesen zu sein, sie kann sich ja auch auf einfachere Beobachtungsmethoden stützen. Immer ist es der Respekt vor der gegebenen Wirklichkeit, die Angst vor der zur Ungerechtigkeit verführenden Schablone, was diese Bemühungen bestimmt. Daß man dabei leicht in das entgegengesetzte Ende gerät, ist sehr wohl möglich: hat man bisher Normalstoffe einfach so oder so beigebracht, so ertönen nun schon mit Recht Warnungen, daß man doch ja in der Relativierung nicht so weit gehe, bis daß die Normen selber fraglich geworden sind. Haben die Werte und Ideale die Person zu berücksichtigen, so hat aber doch auch immer die Person

ihre Grenze an diesen Werten und Idealen: deren eigenartige Annahme bleibt das Ziel, nicht bloß das sogenannte Sich-Ausleben der Person, wobei immer wieder zu fragen ist, was denn unter dem „Sich" zu verstehen ist, das man ausleben will.

Diese Betonung der Werte und Ideale kommt ja freilich überall zur Geltung, wo man sich grundsätzlich auf das Ziel der Erziehung und Bildung besinnt. Überall kann man jetzt lesen, daß es darauf ankommt, im Dienste der gesamten Volkskraft das Einzelwesen zu stärken. Produktive Köpfe brauchen wir dazu. Jede Eigenart muß herausgeholt werden im Dienste des Ganzen; denn sie hat ihm gegenüber ihre besondere Aufgabe. Solche Eigenart hat ihr Recht um dieser Förderung des Ganzen willen. Statt der verkehrten Allgemeinbildung, die viele gleichmäßig gestaltet, aber ihre beste Kraft unentwickelt läßt, brauchen wir starke Ausbildung des Eignen, das in jedem steckt. Aber nicht nur um des Ganzen willen soll solche Bildung zur eigenartigen Gestaltung des Lebens erstrebt werden, sondern auch um des Menschen selbst willen. Man bekommt immer mehr einen Eindruck davon, wie unser Maschinenzeitalter den Menschen mechanisiert und versklavt und damit in seinem Besten bedroht und schädigt. Die großen Zusammenballungen der Macht und der Kräfte in Staat und Gesellschaft, die zur Anwendung von Schablonen drängende Eile des heutigen Lebens, die große Gefahr der Verflachung und Veräußerlichung in einer sich mit tausend Anregungen auf uns stürzenden sogenannten Kultur — das alles hat man als Feinde des Besten erkannt, was in einem Menschen sein kann. Darum strebt man nach Verinnerlichung des Lebens. Ohne Phrase: man will, daß der Mensch Er selbst bleibe, daß alles, was er tut und besitzt, innerhalb der Ich-Sphäre verlaufe, statt daß es bloß durch ihn

hindurch oder gar nur an ihm vorbeirennt. Er soll alles mit eigener Freude und selbstinnerlicher Beteiligung seines Gemütes als des Organs der Gefühle treiben und erleben. Auf die Herausarbeitung eines eigenen Denkens, eigenen Fühlens und Wollens kommt es heute an, nur so ist der Mensch für die Überpersönlichkeiten, also für Familie, Gesellschaft und Staat brauchbar, wenn er selbst eine Persönlichkeit geworden ist, die etwas Eigenes mit Freude und Glück erwirbt, besitzt und zum Ganzen beiträgt. So brauchen wir uns also gar nicht zu beklagen, daß man vor lauter Rücksicht auf die Person, ihre Eigenart und ihr Eigenrecht, die großen Werte außer acht gelassen hätte. Die Persönlichkeit und ihre eigene, freudevolle und damit tief im Selbst gegründete Anteilnahme an den hohen Werten des Lebens ist erfaßt.

Besonders ist auch das soziale Ziel für ihre Ausbildung erkannt. So legt F. W. Förster großen Nachdruck darauf, daß die jungen Söhne und Töchter sogenannter besserer Familien es lernen, in den Dienstboten den Menschen zu erkennen und zu achten, ein Punkt, der von der größten Bedeutung ist.

Der Weg zu diesem Ziel heißt nun vor allem: Anleitung zur eigenen Betätigung, wenn es sich um die Aufnahme von geistigem oder seelischem Gut handelt. Die Anschauung ist ja etwas Großes gewesen im Vergleich zu der öden Begriffspaukerei der früheren Zeit, die mit den Worten meinte die Sachen besitzen und übermitteln zu können. Weit über diese Methode reicht die neuere Weise hinaus, — in ihrem Grund der großartige Beitrag von Pestalozzi zur Pädagogik — die darauf hinauskommt, in der Selbstbetätigung aufzunehmen und Fremdes sich anzueignen. Alles wird auf die Selbstentfaltung und Selbstbetätigung gestellt. Damit hofft man den ganzen Lebensgehalt, den man zur Aneignung bringen will,

in die Ich-Sphäre einzutauchen, also mit der Freude und der Lust des Ich in Verbindung zu bringen, um ihn so desto leichter, sicherer und eigener zu übermitteln. Diese eigene Freude aber soll sich, gemäß der kindlichen Natur, in der Arbeit an den Stoffen entwickeln. Diese eigene Arbeit an den Stoffen, etwa die Darstellung eines Pferdes mit Plastilin, wirkt nicht nur Freude, die zu ihrer Aneignung hilft, sondern die Selbstentfaltung eigener Kraft, wenn sie so mit Freude aus dem Eigenen heraus geschieht, wirkt wieder kräftiger auf die Ich-Sphäre zurück.

So versucht man allgemein, den ersten Unterricht der Kinder an das Spiel anzuknüpfen, in dem die ganze Freude, das wirkliche Ich der kleinen Gesellschaft tatsächlich lebendig ist. So hat in einer schönen Schrift Langermann berichtet, wie er schwachsinnigen Kindern einen Anteil am Gesamtleben vermittelte, indem er sie grundsätzlich und methodisch zur Selbstbetätigung heranzog: er verlegte die Schule auf ein Stück Garten und ließ dort die Kinder gleichsam die Uranfänge der geistigen, sittlichen und religiösen Kultur in der gemeinschaftlichen Arbeit persönlich erleben. F. W. Förster hat in seiner Jugendlehre ebenfalls diesen Grundsatz durchgeführt, daß durch Anleitung zum Selbstfinden und Selbsttun der kindliche Geist in die sittliche Kultur hineinwachse. Das Schulideal der Gegenwart ist darum die Arbeitsschule, nicht im Sinn von einer Schule, die auch Handwerk lehrt, sondern als Gegensatz zur üblichen Lernschule, die eine Autoritätsschule ist; statt der Übermittlung der Bildungsstoffe auf dem Weg autoritärer Darbietung wird in der Arbeitsschule der Nachdruck auf ihre eigene Erarbeitung gelegt.

Ein Teil dieser Aufgabe besteht ja gewiß in der größeren Heranziehung der Hand. Wenn ein Kind in Plastilin oder Ton einen Hund selbst nachgebildet hat, dann hat es eine bessere

Kenntnis von ihm, als wenn es ihn bloß auf einem Bild oder auch in Wirklichkeit angeschaut hätte. Statt des Auges und des Ohres vor allem tritt die Hand ein, wo es sich um die Aufnahme von Neuem handelt; statt des Intellektes wird der Wille, also das Interesse, auf Deutsch die Freude geweckt. Arbeitsfreudigkeit, besonders in einer Gemeinschaft der Arbeit, gilt darum als die beste Weise der Erziehung und Ausbildung. Denn in dieser Arbeit an den Stoffen arbeitet sich sowohl die Außenwelt in das Ich hinein, als auch das Ich aus sich selber heraus. Der Eindruck der Außenwelt übt einen Reiz aus, und dieser Reiz veranlaßt das Ich zu einer Gegenwirkung, die sich in dem Ausdruck entlädt, ob nun dieser Ausdruck mit der Hand oder mit dem Munde geschieht. So arbeitet sich Eigenart und innerer Gehalt heraus, indem der Ausdruck für den Eindruck gesucht, namentlich indem Außenwelt gestaltet wird. Daß diese Gestaltung der Außenwelt wieder auf das Ich stärkend und reinigend zurückwirkt, ist klar. Mit dieser Erziehung zur Selbstbetätigung, wenn auch zuerst im Spiel, soll die Erreichung jenes Zieles angebahnt werden, das in der Gewinnung von Persönlichkeiten besteht; denn auf die beschriebene Weise kann der Mensch, der die Anlage dazu hat, dahin gelangen, daß er in derselben Weise auch Lebenswerte persönlich zu gestalten lernt, und die Persönlichkeit erweist sich doch in dieser positiven Stellung zu den Lebenswerten.

Kam in diesen erziehlichen Bemühungen hauptsächlich die Rücksicht auf das Eigne zum Vorschein, so müssen wir noch einen Blick auf andere werfen, die sich mehr des einzelnen annehmen. Dabei denken wir an die großartige Arbeit, die in der Organisation des Schulwesens geschehen ist und noch geschieht, und zwar geschieht im Dienste einer immer größern Anpassung der Schule an die wirkliche Beschaffenheit der einzelnen

Schülergruppen. Dabei erinnere ich zunächſt an das großartige Hilfsſchulweſen, dieſen unendlichen Segen der Gegenwart. Ferner erinnere ich an die andern Schulklaſſen, die die Aufgabe haben, beſſer begabte Schüler herauszunehmen aus ihrer Klaſſe und im eigenen und im allgemeinen Dienſt ſo hoch zu bringen, als es möglich iſt. Aber auch ſolche Beſtrebungen gehören hierher, wie ſie ſeit einigen Jahren beſprochen werden: in den höheren Schulen ſucht man die Schüler nach Begabungstypen in Gruppen zu vereinigen und dann den einzelnen, ihrem Typ entſprechend, eine größere Freiheit in der Auswahl gewiſſer Fächer und Stunden zu laſſen, ſo daß alſo einer, der eine ausgeſprochene ſprachliche, aber nur eine geringe mathematiſche Begabung hat, nicht mehr ſo mit Formeln gequält wird, die er nicht verſteht, ſondern vielmehr ſich ſeinen ſprachlichen Neigungen hingeben kann. So wird Ernſt gemacht mit der Anwendung des Grundſatzes der Berückſichtigung des Einzelweſens; wie iſt doch dieſes Ideal ganz anders als das frühere der gleichmäßigen harmoniſchen Allgemeinbildung! Gewiß wird es ja auch hier wieder Rückſchläge geben, aber der Grundſatz, das einzelne zu berückſichtigen, wird nicht mehr ganz untergehen können. Daß gerade dieſe Beſtrebungen mit den einzelnen auch das Eigne ins Auge faſſen und zu ſtärken ſuchen, verſteht ſich von ſelbſt, denn beides hängt ja aufs innigſte zuſammen. Dem einzelnen Gelegenheit zu geben, ſein Eigenes zu betätigen und auszuleben, aber mit dem Blick auf die großen Werte des Lebens, auf die Kultur, das iſt ein Erziehungs- und Bildungsprogramm, auf das man ſtolz ſein kann. Daher kommt es auch, daß Methode und Syſtem immer mehr in der Schätzung zurücktreten, denn ſie haben etwas Mechaniſches und Dingliches an ſich, das dem Einzelnen und Eigenen nicht gerecht wird. In demſelben Maße tritt

die Perſönlichkeit des Lehrers in den Vordergrund, oft in einem Grade, der ſicher eine Gegenwirkung hervorruft.

Langſam wird ſich das auch in der häuslichen Erziehung geltend machen. Im allgemeinen zwar hat ſich die Jugend ſchon oft mehr als genügendes Eigenrecht errungen. Auf die ſo deſpotiſche Erziehung früherer Jahrzehnte iſt vielfach das genaue Gegenteil, eine allzu große Selbſtändigkeit gefolgt, die den Reſpekt vor Autorität und die Pietät oft genug vermiſſen läßt. In andern Familien freilich herrſcht noch, zumal den Töchtern gegenüber, das Syſtem ängſtlicher Bevormundung und überbehutſamer Pflege. Das ſollte doch immer mehr einer friſcheren Art weichen, die ſie mehr dazu anleitet, auf eigenen Füßen zu ſtehen und ſich ſelbſt zu helfen. Dazu gehört z. B., daß man ein halbwegs erwachſenes Kind einmal allein reiſen und alles, was dazu gehört, beſorgen läßt, anſtatt daß man ſelbſt immer alles für es tut. Und wir Eltern müſſen uns unſern Söhnen gegenüber langſam daran gewöhnen, daß ſie auch ihr Recht haben, das Leben in ihrer Weiſe aufzufaſſen und zu geſtalten. Wir dürfen ihnen nicht immer nur unſer eigenes Soll aufnötigen, das uns geleitet hat; wenn wir ihnen nur überhaupt die Bedeutung des Soll beibringen, das vor jeder Zeit und vor jedem einzelnen wieder beſonders ſteht, dann haben wir getan, was wir tun können. Fällt der Inhalt dieſes Solls bei unſeren Söhnen anders aus als bei uns, dann müſſen wir uns beſcheiden — wir haben es unſern Vätern gegenüber ja geradeſo gemacht. Wenn nur auch darin mehr Rückſicht auf die Eigenart der Kinder genommen würde, daß man ihnen in der Berufswahl mehr Rechnung trüge, ſtatt ſie unterſchiedslos durch die höhere Schule hindurchzupeitſchen, damit ſie einen „höhern“ Beruf ergreifen. Die Revolverſchüſſe, die immer die Verſetzungszeiten zu begleiten pflegen, bilden ein ſchauerliches

Echo auf die Stimme dieser verkehrten Eitelkeit. Nicht anders ist das Elend der ähnlich, also zwangsweise zusammengezwungenen Ehen die Ursache von vielem Jammer und großer Schuld, wie so mancher wirkliche oder geschriebene Roman bestätigen kann.

Die Religion.

Wenn sich auf dem Boden der Religion die wichtigsten Änderungen und Fortschritte in der Kulturgeschichte vollziehen oder wenigstens bemerkbar machen, wenn umgekehrt die Religion es schließlich mit dem Menschen zu tun hat, dann wird sich auf ihrem Boden sehr viel für unsere Aufgabe, Unterschied und Wesen von Persönlichkeit und Person zu erkennen, ergeben müssen. Und so ist es in der Tat. Man braucht keinen großen Widerspruch zu befürchten, wenn man sagt, daß es vor allem der Boden der biblischen Religion ist, auf dem beide Begriffe die größte Förderung erfahren haben, wie auch ihre Herausstellung den wesentlichen Inhalt ihrer Geschichte ausmacht.

Zuerst ist die Person, also das Einzelwesen mit seinem Recht und seiner Art, immer mehr zur Geltung gekommen. Ein Merkmal der fortschreitenden Religion ist die Wertschätzung des einzelnen. Denn die antike Religion, auch die jüdische, ist vor allem eine Sache der Masse, also der Familie oder der Sippe, dann aber besonders des Volkes und des Staates. Als Glied dieser Gruppen ist der einzelne Gegenstand der Sorge Gottes, und für ihn ist wiederum die Verehrung Gottes Sache seiner Stammes- oder Staatsaufgaben. Damit hängt die Mehrzahl der Götter, damit hängt auch die Bevorzugung des Kultus vor dem Sittlichen zusammen, denn jeder Gott hatte sein eigenes Hofzeremoniell. Dem israelitischen Prophetismus ist,

wie so vieles, auch die Überwindung dieses Standpunktes und die Anbahnung einer Betrachtung zu danken, die zur Wertschätzung des einzelnen führte. Je mehr die Propheten Wert auf das Sittliche im Gegensatz zu dem Kultischen legten, um so mehr hatten sie ein allgemein menschliches Wesensstück des religiösen Lebens ergriffen, und desto mehr mußte die Beschränkung der Religion auf diese Nation hinfallen. In demselben Maße wird Gott universal und verdrängt die andern Götter, er erhebt sich immer mehr von einem Naturwesen zu einer Person, in demselben Grad als dieser Personwert unter den Menschen zunimmt; denn man erkennt Gott immer nur so weit, als man selbst gereift ist in seinem innern Leben — das ist die Wahrheit an dem Satz: wie der Mensch, so ist sein Gott. Es scheint, daß die Entwicklung auf den Monotheismus hin eng mit der der Vorstellung von Gott auf das Persönliche hin zusammenhängt. Je größer also Gott wird, weil er als persönlicher sittlicher Wille alle andern Gottheiten überragt, um so mehr gerade wird er ein Gott des einzelnen. In Jeremia sieht man diese Entwicklung hauptsächlich vollzogen: steht er zuletzt so allein in der Welt, wie später Jesus, so stellt er sich um so fester auf seinen Glauben an seinen Gott, der ihn trägt und der ihn hält. Gott wird ein Gott des einzelnen, und der einzelne gewinnt seine Kraft von seinem Gott. Gott wird zum Vater und Freund des einzelnen, der auch im Gegensatz zu seiner Gemeinde und seinem Volk stehen kann. Diese Entwicklung ist bei Jesus auf der Spitze angelangt. Nach Jesus sieht Gott gar nicht auf äußere Vorzüge, weder auf nationale, noch auf kirchliche, noch auf geistige, ja sogar auf sittliche sieht er nicht. Gleichsam der reine pure Mensch, wie er ist, ohne alles, was er hat, ist Gegenstand seiner Aufmerksamkeit. Nicht was der Mensch hat oder weiß, nicht wozu er gehört, nicht was er vor Menschen darstellt, macht ihn

vor Gott wertvoll: nein, gerade im Gegenteil, all diese Vorzüge stellt Jesus, seiner Erfahrung mit den Menschen entsprechend, als Hemmungen dar, um zu Gott zu kommen. Vor Gott gilt nur das Verlangen nach ihm und das Vertrauen zu ihm, also rein innerliche, „persönliche“ Angelegenheiten, und diese sind von dem Stamm und der Nation unabhängig. Diesen Ton nimmt Paulus auf, und er erschallt auch durch das ganze neue Testament: vor Gott gilt kein Ansehn der Person, heißt es; hier ist mit Person aber noch das gemeint, was einer hat und was einer, äußerlich angesehen, ist; es ist doch wertvoll zu sehen, wie sich im Lauf der Entwicklung schon dieses Wort auf das, sozusagen abstrakte Menschsein geworfen hat. Immer wieder freilich flutet die alte Auffassung zurück, die den Menschen nur als Glied seiner Gemeinschaft, weniger der natürlichen und staatlichen, als der kirchlichen gewertet wissen will. Ein Gegengewicht dagegen ist die Mystik, die die einzelnen wieder Gott gegenüber stellt. Mit der Reformation beginnt wieder stark die einzelheitliche Linie: die Rechtfertigung des Menschen vor Gott ist seine eigenpersönliche Aufgabe, und das Vertrauen, das dazu gehört, ist rein eine Sache des einzelnen. Nicht als Glied einer Kirche, die um den Preis von allerlei Handlungen das Heil verbürgt, sondern als einzelner gewinnt der Mensch das Heil. Ohne Vermittlung eines Dritten, des Priesters, steht er als solcher Gott gegenüber mit seinen Angelegenheiten, er darf zu Gott sprechen, wie es ihm ums Herz ist, er gilt etwas als Er vor Gott. Peabody drückt das einmal sehr schön so aus: Gott gibt einem jeden einen Namen, d. h. er kennt ihn als den, der er ist, nicht als Glied der Masse. Religion wird als Sache des Gemüts und des Willens immer mehr eine Sache des einzelnen, der doch allein Gemüt und Willen als sein eigenes und tiefstes Wesen besitzt. Davon wird nachher noch mehr zu sagen sein.

Auch das Gut, als der entscheidende Punkt, um den es sich in der Religion handelt, wird immer mehr dem für uns entscheidenden Gut, also der Persönlichkeit, näher gebracht. Religion ist überhaupt stets an bestimmte Werte gebunden, um deretwillen der Mensch sich an Gott, den Hort der Werte und Güter, hält. Diese Werte bilden eine ansteigende Reihe von den niedrigsten gewöhnlichen Gütern des Lebens, Schutz und Förderung von Hab und Gut, Leib und Leben bis zu den Gütern der Gemeinschaft, der Familie, des Stammes und des Staates. Und wenn ein überirdisches Gut auftritt, dann hat das häufig genug noch die Farbe dieser irdischen Güter an sich. Der entscheidende Schritt in der Entwicklung aber geschieht, wenn als das wertvollste Gut geistige, innerliche Werte erkannt werden, wie etwa das reine Herz, der Friede des Gewissens, der starke einheitliche Wille auf das Gute, oder wenn Gott selbst und die Gemeinschaft mit ihm, wie sie hier in diesem Leben beginnt und in einem andern sich vollendet, an diese Stelle tritt. Gott tritt dann ganz aus seiner bisherigen Stellung, Diener und Helfer zu irdischen Zwecken zu sein, heraus und wird selber Hauptzweck und Hauptgut. Damit kommt ein ganz anderes Leben und Wesen in die Religion hinein. Wird er zum wichtigsten Gut, dann gibt das eine starke Wendung zur Innerlichkeit des ganzen Lebens. Wird er das höchste Gut, dann gibt das auch eine große Befreiung von der Rücksicht auf die Menschen und ihr Urteil. Wird er das höchste Gut, dann sind auch menschliche Gesetze und Autoritäten überflüssig. Auf solchen Wegen bahnt sich an, was wir Persönlichkeit genannt haben. Denn einmal macht sich ein geistiges Leben bemerkbar, das von der Natur und ihren Trieben unabhängig ist; gebunden an Gott, ist der Mensch von sich selbst, also von seiner Natur und ihrer Lust frei; er wendet sich dem Geist zu, wie Gott

Geist ist. Ferner wird er frei von der Rücksicht auf Menschen; wer sich vor Gott stellt, hat an ihm die überragende Autorität, denn wir brauchen immer eine solche, um uns zu messen, unser selbst gewiß und damit stark zu werden. Frei von den Menschen, gebunden an Gott werden wir „wir selbst"; die Menschen verwirren uns nur und machen uns nur uns selbst untreu, denn sie machen uns zu Kopien, während wir vor Gott dem von ihm in uns hineingelegten Gedanken treu bleiben. Und gebunden an Gott bedürfen wir auch keiner gesetzlichen Autoritäten; das ist der große Gedanke des Paulus, den Luther so gut verstanden und aufgenommen hat; wenn wir von dem Geiste Gottes und Christi regiert sind, dann hat das Gesetz keinen Anspruch an uns, denn Christus ist unser Gesetz oder wir selbst sind es. Der Gedanke der Selbstgesetzlichkeit, der Herrschaft des Ich über sich selbst, verbürgt und geschützt durch den Geist Gottes in uns, das ist die Wurzel des Persönlichkeitsgedankens. Immer sind es die religiösen und die sittlichen Werte, die im Mittelpunkt stehen, der Geist des Guten, der Geist Gottes und Christus', Gott und sein Leben, das ist es, was den Besitz der christlichen Persönlichkeit ausmacht. Hier sind von den oben aufgezählten Werten, ohne die wir das Edelwort Persönlichkeit nicht anwenden wollten, die wichtigsten gegeben. Der einzelne ist berufen zu diesen großen Dingen, dem Geist des Guten, der Gemeinschaft mit Gott und dem ewigen Leben in Gottes Gemeinschaft, dem Himmel, der einzelne ohne Rücksicht auf seine äußere Eigenschaft und seine innere Eigenart hat ein Recht auf diese Güter. So wird der Mensch Herr des Lebens und der Welt, selbständig und frei durch den Glauben und niemand untertan. Weil aber doch alles sittlich durchdrungen ist, was zu Gott und seiner Gemeinschaft gehört, ist zugleich auch das Recht der Gemeinschaft

eben in diesem Sittlichen gewahrt. Die Person in ihrem Eigenrecht, so unabhängig sie auch ist, findet doch wieder ihre Grenze an der Art der Persönlichkeit, die sich selbst im Sinn des Guten in Schranken hält und leitet. Die christliche Persönlichkeit, wie sie davon überzeugt ist, Gegenstand der besondern Aufmerksamkeit Gottes, und zwar aus Gnade zu sein, also ohne Rücksicht auf ihr Verdienst, sucht darin Gott ähnlich zu werden, daß sie jede Person liebt, freilich mit dem Wunsche, sie zu der Höhe, auf der sie selbst steht, und noch darüber hinaus, emporzulieben.

Dieses Verhältnis zwischen Person und Persönlichkeit, daß die Person ihre Grenze an der Persönlichkeit, die Persönlichkeit aber den Gegenstand ihrer Auswirkung an der Person des andern und ihr Ziel an deren Erhebung zur Höhe der Persönlichkeit hat, findet sich an allen entscheidenden Stellen des religiösen Gedankenzusammenhangs. Gott ist Einzelwesen, Person, er ist ein persönlicher Gott. Aber er hat sich selbst die Grenze seines Eigenrechtes darin gesetzt, daß er Persönlichkeit, also Träger des höchsten Lebens ist. Darauf soll man mehr achten, als auf das Problem, wie der höchste Wille der Welt eine Person sein kann. Wenn er Träger des höchsten Wertes ist, eben der Persönlichkeit, dann muß er auch eine Person sein. Wie sollten wir an ihm einen Halt, wie sollten wir an ihm eine Hilfe für unser Ziel haben, eine solche zu werden, wenn er selber es nicht ist? Ebenso kommt es für die Bestimmung des ewigen Lebens weniger auf die Unsterblichkeit als auf seinen Inhalt an; ist jene die einfache Verlängerung des Personendaseins über den Tod hinaus, so ist dieser nur als volles Persönlichkeitsleben zu denken. Es ist der Inhalt des Weiterlebens der Personen, aber dieses hat auch an diesem Inhalt seine Grenze: wer an ihm nicht teilgenommen und -gewonnen

hat, solange er auf Erden war, von dem glauben wir, daß er den Elementen anheimfällt und vergeht, es müßte denn sein, daß es noch lange Entwicklungsbahnen gibt, die auch solchen den Weg zu dem großen Ziele möglich machen. Ferner: Gott offenbart sich nicht in der Natur, weder in der Sonne, noch im Gewitter, noch im Stein und Baum, wenigstens nicht nach seinem tiefsten persönlichen Wesen, sondern in einer Person, wenn er eine Person ist. Und darum ist auch der Heilsmittler eine Person, und in seinem Dienste stehn andere Personen, die von ihm angezogen und erfüllt sind. Aber was sie dazu macht, ist weniger irgendeine äußere Eigenschaft oder ein Ding, wie etwa eine, wenn auch noch so vergeistigte Zauberkraft; es ist allein ihre Persönlichkeitskraft, ihr Anteil an jenem Hauptgut, dem Geiste Gottes. Darum ist aber auch das Mittel, das der einzelne zu gebrauchen hat, um mit diesem Gut in Verbindung zu kommen, nichts Dingliches, weder irgendeine Opfergabe, noch der Vollzug einer Waschung, der Gebrauch eines Sakramentes, noch auch der Vollzug irgendwelcher Leistungen, mögen diese auch in der Annahme von Glaubenssätzen bestehen; auch Glaubenssätze sind Dinge. Sondern allein das persönliche Vertrauen auf den Heilsmittler, das durch eigenste persönliche Überzeugung und Gewinnung des innersten Wesens, des Gemüts und Willens, wie sie das Ich ausmachen, erzeugt worden ist, bringt mit Heilsmittler und Heil in Verbindung. Darum ist auch *Sünde* nicht dies und das, was versäumt oder getan worden ist, sondern Sünde liegt im innersten Sein; sie besteht in dem Mißglauben und Mißtrauen gegenüber Gott, und der daraus folgenden oder solches verursachenden falschen Gesamtrichtung von Gott weg. Sie liegt im wesentlichen in dem, was das Wesen der Person ausmacht, nämlich in der Wertschätzung, in ihrer Freude und in ihrer Lust. Oder sie liegt in allem, was gegen die Persönlichkeit in höherem Sinn verstößt, also in der Unselbständigkeit, in ihrer Unfreiheit gegenüber Menschen und Dingen.

So ist alles, was wir mit Recht Christentum nennen, durch unsern Gedanken der Persönlichkeit bestimmt. Vor allem sei noch einmal auf die christliche Vorstellung vom *ewigen Leben* hingewiesen, weil diese für den ganzen Umkreis christlichen Denkens von entscheidender Bedeutung ist, wie überhaupt nach dem, was schon oben gesagt war, die Vorstellung des höchsten Wertes und Zieles über jede Religion entscheidend bestimmt. Der Himmel, gedacht als eine Welt, da Gottes Wille geschieht, oder in unserer Sprache, da die religiös sittlichen Werte in ihrer Vollendung gegeben sind, der Himmel aber auch eine Gemeinschaft von persönlichen Geistern, die in der Gemeinschaft mit Christus und unter Gott als dem Vater sich diese Werte in völlig eigener und ihr ganzes Ich durchdringender Weise angeeignet haben, so daß aber auch diese Persönlichkeiten nicht bloß Mittel für Gott, sondern selbständig wertvolle Größen für ihn sind — das ist der große Leitgedanke unserer Religion, von dem alle einzelnen Glaubenssätze ausstrahlen als seine Folgerungen, und alle diese Sätze bekommen ihren wirklichen Inhalt erst von diesem Gehalte aus.

Dieser Gehalt des Christentums setzt uns auch in den Stand, gegen alle andern Formen von Religion und Halb- oder Nicht-Religion *kritisch* vorzugehen. Denn dieser unser Personalismus verträgt sich weder mit dem *Buddhismus* und allem andern *Pantheismus*, noch mit dem Vulgärkatholizismus und der massiven Volksreligion überhaupt, noch auch mit jeder Form von Autoritätsreligion in dem herrschenden Sinn des Wortes. Diesen drei Formen von über-, von unter- und von unpersönlicher Religion setzen wir drei Momente aus un-

ſerm Begriff Perſönlichkeitsreligion entgegen. Wir betonen einmal den einzelnen, der das Recht behält, Ich zu ſagen, dann die idealen Werte, mit denen er ſich in Verbindung ſetzt, endlich das Eigene als drittes Stück in unſerem Begriff.

Alle pantheiſierende Religion iſt unperſonaliſtiſch. Der ganzen Front unſerer perſonaliſtiſchen Religion, wie wir ſie vorhin aufgeſtellt haben, ſetzt ſie die entſprechenden Stücke in nicht perſönlicher Form entgegen. So iſt es mit dem letzten Zielwert, ſo iſt es mit Gott, ſo iſt es mit dem Ideal des einzelnen und auch natürlich mit dem Heilsweg beſtellt. Gott ſagt nicht Ich, die ewige Welt iſt nicht die Vollendung des einzelnen zur Perſönlichkeit, kein Erlöſer hilft aus dem unperſönlichen Leben zu einem perſönlichen hinan. Denn das Ideal iſt ganz anders geartet, und das entſcheidet über die Religion. Sehen wir als das höchſte die Perſönlichkeit als innigſte eigenſte Verbindung des einzelnen mit großen Werten an, ſo hat der Pantheismus dieſes Ideal nicht. Sicher iſt ihm auch das höchſter Lebensgehalt, was es uns iſt; aber daß dieſer in dem Gefäß des einzelnen geborgen werden ſoll, will ihm nicht in den Sinn. Denn dieſer einzelne iſt für ihn nur denkbar als etwas Geringes, Schlechtes und Vorübergehendes im Vergleich mit dem großen Ewigen. Er wählt den Artikel Das, während wir den andern Der vorziehen. Der einzelne ſchmeckt ihm zu ſehr nach Selbſtſucht und Kleinheit. Das iſt das Tiefſte, was zwiſchen dieſen beiden Grundformen der Religion liegt. Eine Verſtändigung iſt ausgeſchloſſen, weil die zugrunde liegenden Ideale und Wertvorſtellungen ſich ausſchließen.

Der ideale Gehalt der Werte, die mit dem einzelnen in der Perſönlichkeit verbunden werden, bildet den Ausgangspunkt für alle Kritik untergeordneter Religionsformen, mögen ſie ſich auch noch ſo chriſtlich heißen. Denn wer mit Hilfe Jeſu

Chriſti ſeine Gicht loswerden oder reich werden will, der hat vom Chriſtentum viel weniger als der Pantheiſt, der auf dem Boden der höhern Ideale ſteht. Ebenſo iſt jener unſer Grundgedanke ein reinigender Grundſatz für alle Vorſtellungen von Gott und Himmel und auch Erlöſung und Erlöſer. Daß alle dieſe Gedanken, zumal auch die beiden letztern, immer mehr im Geiſt unſeres Grundſatzes gereinigt und erhoben werden müſſen, iſt klar. Wenn man genau zuſieht, dann iſt dies der Grundtrieb der ganzen neuern Theologie, ohne Unterſchied der Richtungen. Jeſu Werk und Jeſu Perſon werden nicht mehr ſo wie in der alten Dogmatik geſchieden, ſondern ſein Werk liegt gerade in der Perſon, und wer an ſeiner Perſönlichkeit Teil gewinnt, der hat mehr Heil von ihm erlangt, als wer das Dogma von dem Verdienſt Jeſu für wahr hält — eine Ausdrucksweiſe, die noch ganz in dem ſächlichen Sprachgebrauch und dinglichen Geiſte ſtecken geblieben iſt.

Endlich aber bedeutet das dritte Stück unſeres Begriffs, das Eigene, eine große Umwälzung aller Grundſätze, die die Welt bis vor 150 Jahren geleitet haben. Es iſt dies der große Erwerb dieſer letzten 150 Jahre, daß in der Religion gerade dieſes Eigene die größte Bedeutung hat. Solange man einſeitig auf die großen Werte, ſo wie man ſie verſtand, geſehen hat, ſolange man von ihnen als ſolchen das Wohl des einzelnen in jenem Leben und das Wohl der Gemeinſchaft in dieſem erwartete, konnte man es über ſich gewinnen, die Menſchen zu ihnen zu zwingen, indem man auch vor Gewalt nicht zurückſchreckte. Die Greuel der Religionskriege und feinere Vorſtellungen von der Art der Religion und der Würde des Ich haben aber hier langſam angefangen, eine Umwälzung der Geiſter zuwege zu bringen. Nun wiſſen wir, was Überzeugung, was das Eigene im religiöſen Leben iſt. Wir wiſſen, daß da der ganze Menſch

zu stecken pflegt, wo er seine Religion in seinem Innern birgt, wenn sie ihm wirklich zu eigen ist. Wir wissen zu sagen von dem Geheimnis des einzelnen, das sein ganzes Innenleben und dessen religiöse Provinz zumal zu verhüllen hat. Der Mensch hat sich mit seinem Besten viel mehr in sich selbst zurückgezogen und ist bei sich selbst. Das ist das Geheimnis der Persönlichkeit. Und gerade in der Religion pflegt dieses innerste Ich, wenn alles echt ist, am tiefsten und wahrsten zu wohnen und sich auch zu äußern; oder sind nicht Katholiken und Evangelische ganz andere Menschen?

Darum glauben wir zunächst an das Recht des Eigenen auf diesem Gebiet. Glaubens- und Gewissensfreiheit sind bis auf Reste in der ganzen Kulturwelt durchgedrungen. Toleranz ist das große Schlagwort, dessen Macht durch die Angst vor den alles aufwühlenden Schrecken eines Kulturkampfs verstärkt wird. Sogar die Intoleranz und mancher greifbare Irrtum wird geduldet; wer wagt in das Wespennest zu greifen? Dadurch kommt es denn, daß sehr häufig die Leute, die Paulus in Korinth die „Schwachen“ nennt, herrschen, also die Leute, die an alten Bräuchen und Anschauungen nicht bloß selber hängen, sondern auch von jedem, der Christ sein will, verlangen, daß er dabei bleibt und sie vor allem nicht kritisiert. Unbedingt muß uns jeder ohne Zweifel Gegenstand der Schonung sein, der mit Überzeugung an solchen alten Formen und Formeln hängt, die nach dem vorhin Bemerkten meistens dem Gebiet des Unterpersönlichen angehören werden. Man kann auch an unterpersönlicher Religion mit persönlicher Hingebung hängen, ebenso wie mancher ganz unpersönlich persönliche Religion mitmacht. Wir dürfen uns auch nicht darauf einlassen, auf dem religiösen Gebiet überreden zu wollen; denn nur überzeugen, gemessen an unserm Maßstab der Persönlichkeit, hat

einen Wert. Aber überzeugen wollen ist so gewiß keine Sünde, als in jeder Religion der Trieb steckt, zu missionieren und die andern zu verdrängen, weil zu einer jeden Religion ja doch die unumstößliche Gewißheit gehört, die Wahrheit oder von der erreichbaren Wahrheit den größten Teil zu besitzen. Es kommt nur darauf an, mit welchen Mitteln diese Mission vorzugehen gewillt ist. Sie hat immer ihre Grenze an einer unerschütterlichen Überzeugung, und sie hat auch ihr Ziel an einer solchen Überzeugung. Keine Religion, auch die toleranteste, liberalste Form des Protestantismus kann auf Mission und Werben verzichten; und wenn das der liberale Philister erwartet, daß man jeden nach seiner Fasson selig werden und darum vor allem in Ruhe läßt, dann ist er eben ein Philister. Der Grundsatz, daß jede Überzeugung als Überzeugung heilig ist, mag es sich auch um eine Religion handeln, die selbst nicht „heilig“ ist, dieser Grundsatz hat nicht vom Werben selbst abzuhalten, aber das ganze Vorgehen dabei im Sinn der feinen Rücksicht zu bestimmen. Wie das gesellige Leben alle Rücksicht auf dieses Eigene nimmt, ist ja bekannt. Daß dabei meist die engen und strengen Religiösen den meisten Gewinn haben, ist völlig in der Ordnung; denn man weiß, daß ihnen am meisten an ihrer Religion liegt. Man wagt ja in Gegenwart eines Katholiken, dem es ernst ist, noch nicht einmal das Wort katholisch auszusprechen, weil man voraussetzt, er setze den üblichen absprechenden Gebrauch dabei voraus. Aber auch das wissenschaftliche, also das theologische Leben zumal, muß sich immer an die Heiligkeit einer religiösen Überzeugung erinnern lassen. Dabei denke ich nicht nur an Schmähungen der religiösen Größen und Gefühle, wie sie zwischen den Konfessionen hin- und hergehen, sondern ich denke auch an die moderne Religionspsychologie. Wenn diese mit kalten und schematischen Methoden etwa in das Ge-

betsleben frommer Christen hineinfragt, so ist das einfach unverschämt; oder wer sich so ausfragen läßt, hat von innerer Keuschheit keine Ahnung.

Nicht nur das Recht, auch die Pflicht des Eigenen wird auf dem religiösen Gebiet immer mehr betont. Herrmann und Joh. Müller haben vor allem unermüdlich diesen Ton angeschlagen. Nur nicht denken und fühlen, wie „man" denkt und fühlt! Nur nicht bloß korrekt, sondern echt! Lieber Halbwahrheit echt, als Vollwahrheit halbecht! Gegenüber aller Gedankenträgheit, Heuchelei und Feigheit ist das sicher ein unentbehrliches Wort. Nichts Fremdes, sondern nur Eigenes! Das Wort „Erleben" hat dabei, trotz alles wieder unpersönlichen phrasenhaften Mißbrauchs, gute Dienste getan. Wir sollen von Gott sprechen, wenn wir von ihm zu sprechen haben, wie wir ihn erleben, und wir dürfen uns nur dann von unserer Überzeugung freimachen und zu einer neuen übergehen, wenn jenes nicht mehr unsere Überzeugung ist, sondern uns eine neue aufgegangen ist. So soll man sich selbst von Gott nicht knechten lassen, will sagen: so soll man sich von keinem Bild von Gott fesseln lassen, wenn es einen nicht mehr fesseln kann. Es muß rühmend hervorgehoben werden, daß auch katholische Theologen, wie z. B. Sawicki und Bischof von Keppler, diesen Standpunkt einnehmen. Freilich wird dieser bei dem Volke noch lange große Gegnerschaft finden. Das macht sich z. B. bei dem bäuerlichen Konfirmationsunterricht und der ihn abschließenden Prüfung bemerkbar. Dabei kommt es den Zuhörern weniger darauf an, daß die religiösen Gewissen der Kinder nicht beschwert werden mit fremdem Gut, als darauf, daß der Glaube, also fides quae creditur, gelernt und gekonnt wird. Das ist eine massive Anschauung, die wir als katholisierend ablehnen. Vielleicht ist diese kräftige Ansicht aber doch ein heilsames Gegengewicht gegen überzarte Empfindlichkeit, die nur ja niemandem will zu nahe treten, eine Empfindsamkeit, die aber die objektive Wahrheit zugunsten der relativen zu stark vernachlässigt. Vielleicht kommt noch einmal ein Gegenschlag gegen unsern Subjektivismus und Individualismus auf religiösem Gebiet. Dann würden wir wieder etwas zuversichtlicher und kräftiger werden in der Bestimmung und Darbietung dessen, was wahr ist, wenn auch wir es bloß dafür halten, weil wir ja doch kein anderes Kennzeichen für die Wahrheit haben. Dann bleibt es ja immer noch unsern Schülern und Pfleglingen überlassen, selbst dazu Stellung zu nehmen, gemäß dem Menschenrecht, gerade in den feinsten Dingen des Innenlebens nur dem Eigenen zu gehorchen.

Die soziale Frage.

Wenn die soziale Frage, wie man immer liest und hört, nicht nur eine Magenfrage ist, sondern auch ganz besonders eine ideelle Seite hat, dann kann es nur unser Begriff der Persönlichkeit sein, der für diese bestimmend ist. Zunächst gibt er einmal wieder der Kritik an den herrschenden Zuständen ihre Richtung und ihre Kraft, wie er ja auch auf dem Gebiet der Erziehung und der Ehe, und überhaupt auf allen Gebieten, die wir besprechen, kritisch wertvoll ist. Was die feiner empfindenden Arbeiter verletzt — und der Arbeiterstand ist, wie jeder emporstrebende Stand, sehr empfindlich für die Art, wie sich andere Stände zu ihm stellen — was jeden solchen Arbeiter verletzt, ist das Gefühl, als ein Stück, noch nicht einmal als ein Glied der Masse angesehen zu werden. Zwar erscheinen dem überzeugten „Genossen" alle andern Parteien als eine reaktionäre Masse; aber er selbst wird erregt über jeden Ausdruck,

der ihn und seinesgleichen in dieser Weise bezeichnet. Dahin gehören alle Ausdrücke, die einen Artikel der Einzahl, und besonders den sächlichen anwenden; so also etwa die Kanaille, oder das Volk, der Pöbel, der Mob und andere Schimpfnamen; oder auch bloß das Proletariat, oder das Arbeitermaterial. Mag er auch auf seinen Stand den Ausdruck Proletariat anwenden, so ist das doch die übliche Art bitterer Übernahme von Scheltwörtern, die wir von den Geusen und anderen her kennen. Es braucht nun nicht mehr gesagt zu werden, daß wir es völlig billigen, wenn sich der einzelne dagegen wehrt, nicht als er selbst, sondern als Massenstück angesehen zu werden. Weniger zum Bewußtsein mag es den meisten kommen, manchem aber immerhin doch empfindlich sein, daß der einzelne in den großen Betrieben fast verschwindet, daß ihn kaum jemand von den Leitern des ganzen Werkes zu kennen pflegt; denn immer mehr steht dem Arbeiter nicht wie früher der Herr gegenüber, der noch immer persönliche Beziehungen zu ihm unterhalten konnte, sondern das unpersönliche Kapital, vertreten durch die Direktion und das Büro. — Daß die soziale Frage eine Frage der Rechtsentwicklung ist, wird uns auch klar, wenn wir unsern Gesichtspunkt zu Rate ziehen. Was die Arbeiter wollen, das ist nun einmal nicht mehr Almosen und Vergünstigungen, sondern das ist Recht. Darum müssen sie auch so wütend sein auf alles Christentum, weil sie immer dahinter eine patriarchalisch-wohlwollende und wohltätige Gesinnung vermuten, die sie als Gegenstände der Sorge und Liebe, die ja noch gar nicht einmal bloß egoistisch zu sein brauchen, ansieht und als nichts mehr. Das können immer noch sehr wohlwollende Leute nicht begreifen, daß es ein großer Fortschritt in der Kulturgeschichte ist, wenn eine große Menschenklasse sich nicht so behandelt wissen will. Daher kommt dann das häufige Geschrei über den

Undank und die gerade unter den Wohltaten wachsende Begehrlichkeit. Im Wohlwollen und Wohltun ist immer noch ein gewisser Anspruch auf Mehr-Seinwollen, eine leise Erinnerung an die Dinge, die dem heutigen Arbeiterstand das Schrecklichste sind, was er sich denken kann: patriarchalisches Regiment, Hörigkeit, Leibeigenschaft. Es ist etwas Tragisches, daß manche Leute, in der besten Meinung, zu lieben und zu helfen, doch gerade dadurch die Sache schlimmer machen. Das gilt natürlich ganz besonders, wenn man Grund hat, an der Uneigennützigkeit der Wohltäter zu zweifeln. Ebenso muß es auch einen Menschen, der sich als ein Mensch weiß und als ein solcher vor allem auch anerkannt sein will, aufs tiefste verletzen, wenn er Ausdrücke liest, die ihn unter die Dinge werfen. Wieder ist es das Wort Arbeitermaterial oder die Bezeichnung „Hände“ für die Arbeiter, die sie rein nur als bessere Maschinenteile erscheinen läßt. Dazu kommt aber noch der ganze Geist des Maschinenzeitalters. Die Maschine ist nicht nur eine Tyrannin, sie ist auch der Triumph der Schablone. Wie oft ist geschildert worden, wie der eine Mann tagelang denselben einzigen Griff an der Maschine zu machen hat! Ist das auch sicher sehr stark aus unserer eigenen ungeduldigen und nervösen Geistesverfassung heraus empfunden, so trifft es doch für viele Arbeiter selber zu. Freilich gerade die tüchtigsten kommen immer wieder weiter; aber die andern sind um so schlimmer dran, je weniger sie es fühlen, daß das eine schreckliche Sache ist, ein fleischerner Maschinenteil zu sein, wie die aufständischen Bauern zur Zeit der Reformation sich nicht wollten als ungehörnte Ochsen behandeln lassen. Der ganze Großbetrieb hat etwas so erbarmungslos Schematisches, daß er jede Eigenart und jede einzelne Freiheit ertöten muß; anders geht es ja scheinbar nicht, aber eine schreckliche Sache ist es doch. Wir müssen uns herzlich freuen,

wenn Menschen solches spüren, daß sie eine menschenunwürdige Stellung einnehmen, mögen sie auch ganz gut dafür bezahlt werden.

Das Schlimmste aber ist doch dies, daß sich die Arbeiter bloß als Mittel zum Reichwerden einiger weniger ansehen müssen. Darin zeigt sich gewiß der Geist des Kapitalismus, den sie alle darum so bitter hassen, daß er das Geld grundsätzlich höher schätzt als die Menschen. Daß das Geldmachen alles beherrscht, daß das Geldmachenwollen Frauen und Kinder an die Maschine zwingt, ohne nach ihrem leiblichen Wohl und seelischen Gedeihen zu fragen — der Zorn darüber war der Funke, der in den bessern Geistern der Arbeiterbewegung vor allem zündete. Und hat man den Geist des Kapitalismus einmal erfaßt, dann muß man selbst entweder weinen über seine furchtbare Unerbittlichkeit oder man muß lachen, wie sich kluge und tüchtige Menschen in das Joch des Mammonismus spannen lassen und nur in kurzen Pausen ein paar starke Züge aus dem Becher des Genusses tun, um dann möglichst bald wieder ihrem Tyrannen zu dienen. Geld ist keine Sünde, wie überhaupt Dinge keine Sünde sind, aber dieser Gelddienst ist darum Grundsünde, weil er Dinge über Menschen setzt. Es muß hier jedes auch nur einigermaßen entwickelte christliche Gefühl den Verdacht der „Staatsfeindlichkeit“ auf sich nehmen, weil dieser ganze Geist gegen den ersten und grundlegenden Satz alles Christen- und Menschentums geht, daß die Dinge um des Menschen und nicht die Menschen um der Dinge willen da sind.

So haben wir all unsere Merkmale, die den Begriff der Person ausmachen, beisammen. Von diesem Begriff oder besser diesem Grundsatz aus, daß der Mensch, der einzelne Mensch, sein Recht hat, ist denn auch alle so oder so gefärbte Kritik an den Verhältnissen zu erklären. Es liegt tatsächlich

hinter der sozialdemokratischen Phrase: „alles was Menschenantlitz trägt“ dieser Kerngedanke des Christentums. Auch alle andern Forderungen, in denen christlich gestimmte Sozialreformer mit der Sozialdemokratie, soweit sie nicht hetzen, sondern bessern will, einig sind, erklären sich von hier aus. Das Daseinsminimum, die genügende Wohnung und auch das Privateigentum sind nötig für die Entfaltung der Person. Es muß ein Mensch etwas haben, wenn er er selber werden und bleiben soll. Daß damit alle kommunistischen Gedanken ausgeschlossen sind, versteht sich von selbst. Dieser Kommunismus ist alles andere eher als christlich, denn gerade er mordet ja den Persongedanken nicht weniger als die ganze Welt der Maschinen und der mittelalterlichen Zwangsorganisationen. All solchen Gedanken gegenüber stellt sich das Christentum der Sozialdemokratie folgerichtig entgegen; ist es mit ihr in der Kritik der Zustände einig, die einen Menschen nicht zum Menschen werden lassen, so geht es natürlich ganz andere Wege, sobald es sich um die Gestaltung der Zukunft handelt. Dies muß man immer wieder für gewisse Leute laut sagen, ebenso daß die Zustimmung zur sozialdemokratischen Kritik noch lang keine Anerkennung der wirklichen lebendigen Sozialdemokraten einschließt. Aber diese Verurteilung der sozialdemokratischen Praktiken verträgt sich nur in schwachen und engen Köpfen nicht mit einer auf Grundsätzen stehenden Kritik der gegenwärtigen oder ganz genau der früheren Verhältnisse. Es ist sofort für die lebhafteste Feindschaft der Sozialdemokratie gesorgt, wenn wir ihrem und unserem gemeinsamen Gedanken von der Würde des Menschen den Ausdruck geben, der unserem Denken am besten entspricht, nämlich den Ausdruck „Unsterblichkeit“. Tatsächlich ist es ein feiner Gedanke, den ich bei Walter Classen gefunden habe, daß dieser Begriff sozusagen der Ex-

ponent, der Ausdruck der christlichen Wertung des einzelnen Lebens ist.

Was alle christlich gerichteten und sozial interessierten Kreise verlangen müssen, das ist, wie es einst Paul Drews gefaßt hat: Mehr Achtung für das Volk! Wie viel kann man tun, um das Selbstgefühl der Schaffner, der Dienstmädchen, der Soldaten und der gewöhnlichen Leute überhaupt zu schonen, zumal wenn sie in abhängiger oder gar bittender Stellung vor uns stehen! In dieser Beziehung sündigt — wollen wir annehmen — Gedankenlosigkeit mehr als Hochmut. Ich glaube, vornehme Damen haben es besonders nötig, darauf aufmerksam gemacht zu werden. Dabei liegt sehr viel an Äußerlichkeiten und sogenannten Imponderabilien, die scheinbar nichts sind und doch so viel ausmachen. So etwa soll man es doch vermeiden, jemand in Gegenwart anderer, zumal von Kindern, herunterzuputzen, so sollte man ferner den größten Wert auf Gruß und Dank legen. Ferner gehört dahin die ganze Bestrebung, die sich in den Forderungen der Käufervereine betätigt. Diesen kommt es darauf an, nicht zu vergessen, daß hinter den Waren, die man kauft, Menschen stehen, die sie gemacht haben und anbieten. Die Konsumentenmoral, die bis zur Forderung geht, bei niemand zu kaufen, der seine Angestellten nicht anständig behandelt, ist durchaus im Geiste dieser unserer Forderung, den Menschen über die Dinge zu stellen. Größere Tragweite hat die andere Forderung, daß öffentliche Verwaltungen keine Arbeit an Geschäfte vergeben, die ihren Arbeitern keine genügende Bezahlung oder nicht die üblichen Arbeiterrechte gewähren. Endlich gehören hierher alle Forderungen, die die Bewegungsfreiheit der Arbeiter vergrößern wollen. Also das Recht auf Organisation und Selbsthilfe in geordneten Grenzen, die Selbstbetätigung etwa in der Verwaltung von Stiftungen

und Veranstaltungen, die zu ihrem Wohl gemacht worden sind, verstehen sich von selbst. Die konstitutionelle Fabrik dagegen ist eine Sache, über die ich mir kein Urteil erlaube. So sehr dieser Gedanke im Zug dieser ganzen Forderungen liegt, so sind doch hier Verhältnisse und Schwierigkeiten zu berücksichtigen, die eine bloß grundsätzliche Lösung der Frage unmöglich machen. Jedenfalls aber hat das rein despotische Regiment auf dem industriellen Gebiet sich überlebt. Kluge Industrielle suchen gerade durch Heranziehung ihrer Arbeiter zu Dingen, die ihrem Urteil und ihrer Entscheidung offen stehen, alle in ihnen liegenden geistigen Kräfte und alle ihre Interessen zu entwickeln und dem ganzen Unternehmen zur Verfügung zu stellen.

So dient der Gedanke an die Person der Arbeiter als kritisches Licht, um alles aufzuspüren, was in staatlichen, gemeindlichen und vor allem auch kirchlichen Bestimmungen und Einrichtungen noch aus dem alten unterpersönlichen Geiste ist, zugleich aber als Leitgedanke, um Besseres an die Stelle zu setzen.

Nicht weniger Beziehungen als zwischen Person und sozialem Gebiet ergeben sich zwischen ihm und der Persönlichkeit. Dabei achten wir, wie immer, auf innere seelische Werte, soweit sie mit dem eigenen Willen und Wesen angeeignet und behauptet werden sollen, also auf das Selbst mit seinen Pflichten und höheren Bedürfnissen, nicht bloß auf das Ich mit seinem Recht und seiner Eigenart. Es kommt also darauf an, daß dieses höhere Selbst im Zeitalter der Maschine nicht unterdrückt, sondern gefördert werde. Dabei sei zuerst der Gefahr gedacht, daß der Mensch selber sich hinabsinken läßt in das Reich des Mechanischen, nicht bloß, daß man ihn als einen Teil des maschinellen Betriebes behandelt. Dieser Gefahr gegenüber ist

alles zu tun, damit der Mensch die Herrschaft bewahre, die einem geistigen Wesen zukommt. Diese besteht darin, daß er dem ganzen Getriebe mit tätigen und nicht bloß mit leidenden seelischen Regungen gegenübersteht. Viel ist dafür schon gewonnen, wenn der Mann weiß, was er tut und in welchem Zusammenhang seine Arbeit steht, denn das ist schon Herrschaft über die Dinge, die einen vor dem verblödenden Einfluß des Mechanismus schützt. Dann aber kommt noch eines dazu, das von Fr. Naumann und von dem Amerikaner Peabody gleichmäßig betont wird: mitten unter den Maschinen müssen Leute stehen, die in ganz besonderer Weise ihnen überlegen sind, Menschen, die sich einmal der großen Verantwortung bewußt sind, die gerade die immer wachsende Gewalt der Maschine in die Hand des einzelnen legt, der sie bedient, und die dann auch fähig bleiben, im Augenblick die nötige Umsicht zu betätigen, die die mancherlei Zufälligkeiten eines solchen Betriebes verlangen. In dieser Beziehung vermag das moderne Maschinenwesen die Eigenschaft des Arbeiters geradeso zu steigern, wie es ohne solche Arbeiter überhaupt nicht bestehen kann. — Große, gegenwärtig noch unlösbar scheinende Aufgaben stellt unser Begriff Persönlichkeit an die Technik und die Organisation der Arbeit, wenn er verlangt, daß, statt der üblichen dumpfen Gleichgültigkeit und des Hasses seiner Arbeit gegenüber, eigene Lust und Freudigkeit die Tätigkeit des Arbeiters begleite. Da diese Freude an einer solchen Entfaltung eigener Tatkraft und Selbstbetätigung hängt, so ist vorläufig nicht abzusehen, wie sie im schematischen Betrieb der großen Organisation der Fabrik anzubahnen sein soll. Das hindert aber nicht daran, immer doch diesen Gedanken im Auge zu behalten. Es ist vielleicht möglich, immer noch mehr mechanische Arbeitslast auf Maschinen abzuwälzen, um Menschengeist für solche Aufgaben aufzuheben, die ihm mehr Selbstbetätigung ermöglichen, als das häufig der Fall ist. Eigenart und Eigeninteresse zu betätigen, muß in irgendeiner Weise möglich werden. Der Gewinn davon wird nicht nur den Menschen selbst, nämlich in der Erhöhung ihres Innenlebens, sondern auch der ganzen Arbeit wieder zugute kommen.

Dieses Eigene gilt es auch in der Weise zu pflegen, daß man den Arbeiter ruhig seinen Organisationen angehören läßt, statt ihn durch Quälereien davon abzuhalten, sich mit seinen Genossen zur Wahrung seiner Stellung zusammenzutun. Alle laut werdenden Stimmen bezeugen, daß die Organisation zu einer Selbständigkeit und Verantwortlichkeit erzieht, die einen Gewinn an Persönlichkeit bedeutet, wenn sich der Mann einmal über den ersten Stolz und Trotz hinaus entwickelt hat, mit dem er als Organisierter dem Arbeitgeber und andern Leuten entgegenzutreten pflegt. Gerade die Gemeinschaft bringt eine Verantwortlichkeit, die die Sucht einschränken kann, überall nur die eigene Person gewähren zu lassen und durchzusetzen. Daß dies wieder nur ein Ideal und eine Möglichkeit ist, braucht nicht eingewandt zu werden; wir haben es aber nur mit solchen Möglichkeiten zu tun. Daß sie zwar von sehr vielen nicht oder zum Bösen benutzt wird, ist sicher, aber damit hört diese Möglichkeit nicht auf, eine solche zu bleiben, und es unterliegt keinem Zweifel, daß es genug Leute aus diesem Stande gibt, die sich ihrer bedienen, um etwas Achtungswertes zu werden. Auf der andern Seite steht im Dienste dieser selben Forderung, selbständige Persönlichkeiten heranzuerziehen, der Wunsch, dem Harnack so häufig Ausdruck gibt, daß nämlich all unsere staatliche und soziale Fürsorge die Leute nicht daran gewöhne, immer nur nach der Krippe und der Hut der Gemeinschaft zu schauen, denn dieses ewige Sichverlassen auf das Ganze

vermag geradeſo die Perſönlichkeit zu zerſtören, wie die Abhängigkeit von dem patriarchaliſchen Regiment. Dieſer Gefahr gegenüber muß es einen Zeitpunkt geben, wo wieder einmal kräftig betont wird: Verlaß dich nicht auf die andern, ſondern verlaß dich auf dich ſelbſt!

Endlich ſei noch eines erwähnt, was von vielen als der tiefſte Trieb der Arbeiterbewegung angeſehen wird. Das iſt das Verlangen, das ſich ſicher zwar nicht in den meiſten, aber doch in manchen aus dieſen ſogenannten niedern Ständen findet, das Verlangen, teilzunehmen an den wirklichen Gütern der Kultur, wie ſie vor allem in der Erkenntnis der Welt vorhanden ſind. Im Gegenſatz zu dieſen Kulturgütern empfindet der Mann ſein Leben im Bergwerk oder an der ewig gleich klappernden Maſchine als ein Leben der Tiefe und der Finſternis. Ergreifende Stimmen tönen mitunter in poetiſcher Form aus dieſer Tiefe empor und ſagen uns von dem echten Verlangen nach einem höheren Typus Menſch, als er gegenwärtig erreichbar iſt. Hier berührt ſich das ganze ſoziale Gebiet am deutlichſten mit dem, was uns im tiefſten Grund Perſönlichkeit iſt, nämlich die eigene Anteilnahme an den höheren Werten des Lebens. Soweit ſolches Bedürfnis echt und nicht aus agitatoriſchen Gründen anempfunden oder angenommen iſt, muß ſolchen Leuten unſere tiefſte Zuneigung ſicher ſein.

Ehe wir dieſe Wanderungen durch die Gebiete der Kultur abſchließen, die uns ihr Verhältnis zu unſerm Begriffspaar zeigen ſollten, wollen wir noch einen Streifzug über zwei uns ferner liegende und nicht leicht zu beurteilende Gebiete machen, um wenigſtens mit einigen Bemerkungen auch die Bedeutung unſeres Themas für ſie anzudeuten.

Politik.

Auf dem Gebiet des politiſchen Lebens iſt es aller Liberalismus, der ſeinem Urſprung und Weſen nach Rückſicht auf die Perſon verlangt. Damit tritt er in Gegenſatz zu jeder Form des Staatsweſens, die ſie zu knechten und zu knebeln verſucht. Die Staatsallmacht iſt immer darauf aus geweſen, möglichſt viel vom Leben der Untertanen unter ihre Botmäßigkeit zu bringen. Bis in die Gebiete ſeeliſchen Lebens hat ſie verſucht, hineinzureichen, die wir jetzt als unantaſtbar für äußere Gewalten erkannt haben; darum verſtand es ſich für jene ganz von ſelbſt, daß ſie über die Berufsarbeit, den Wohnort, die Zeit und über das Eigentum der Untertanen ein gewichtiges Wort der Entſcheidung hatte. Die Gemeinſchaft oder wer an ihr das größte Intereſſe und in ihr die Macht hatte, beſtimmte über den einzelnen, ohne nach ſeinem Eigenrecht und nach ſeiner Eigenart zu fragen. Das iſt im ganzen der Geiſt der Antike, der bis weit ins Mittelalter hinein geht. So band der Zunftzwang das wirtſchaftliche Leben, ſo das Verbot der Auswanderung die Bewegung, ſo der Grundſatz „cuius regio, eius religio“ das religiöſe Leben — kurz, im Dienſte des Ganzen oder derer, die es darſtellen wollten, gab es der Bindungen genug und übergenug.

Dagegen lehnte ſich nun als Liberalismus der Geiſt der Freiheit auf. Dieſer verſuchte das Recht der Perſon und das ihrer Eigenart zu erreichen. Daß die Perſon ſich für einen Beruf und für einen Aufenthalt entſcheiden dürfe, für welchen ſie wolle, daß ſie das Recht habe, in religiöſen, wiſſenſchaftlichen und politiſchen Dingen ihre Meinung nicht bloß für ſich zu haben, ſondern auch zu äußern, das iſt der erſte Teil der Forderungen dieſes Liberalismus. Es ſollte nicht der Menſch

gewertet werden nach der Art, wie er bestimmten Gesetzen und Schablonen entspricht, sondern er sollte dem Staat wertvoll sein als Mensch, wie er war, an seiner Eigenart sollte sein Recht hängen. Aber darüber ging die Bewegung bald noch einen Schritt hinaus. Nicht nur, daß der einzelne unter dem Staat nicht mehr so viel zu leiden hätte, wie früher, war das Ziel, sondern er sollte sogar den Staat selber mit zu leiten haben: das ist im Liberalismus der demokratische Einschlag, der seinen Ausdruck in dem Stimmzettel findet, den einem jeden das allgemeine, gleiche und geheime Wahlrecht ohne Unterschied der Bildung und des Standes, nur mit Rücksicht auf Geschlecht und Alter, in die Hand drückt. Die Voraussetzung davon ist, daß Verstand nicht nur bei wenigen, sondern bei allen zu finden, daß das Volk als solches mit Instinkten ausgerüstet ist, die der Gemeinschaft dienlich sein müssen.

Diese Annahme hat sich nun nicht gerade immer bewährt. So ist denn seit geraumer Zeit wieder eine Gegenwirkung eingetreten: der Staat, und zwar genauer die Regierung ist mächtiger denn je geworden. Der Staat hat eine immer größere Macht, und zwar eine Fülle militärischer, geldlicher, gesetzlicher und erziehlicher Kräfte in sich vereinigt. Und es scheint, als ob er damit mehr dem Geist der Zeit und seinen Aufgaben gerecht würde, als wenn er darauf vertraute, daß das seine Aufgabe wäre, alles gehen zu lassen, wie es seinen vernünftigen Trieben nach gehen müßte, um sich mit der Rolle des Nachtwächters zu begnügen.

So findet die Person ihre Grenze an der Persönlichkeit des Staates, wenn man davon reden darf. Das hängt auch wohl mit folgendem zusammen. Die Voraussetzung des Parlamentarismus, der die herrschende Art darstellt, wie die Menge der einzelnen Anteil an der Regierung des Staates hat, ist

ohne Zweifel die, daß Leute vorhanden sind, die voll Liebe zu dem Ganzen und voll von Gedanken für sein Wohl und Gedeihen, die vor allem mit Kraft erfüllt sind, diese ihre Gedanken zu behaupten und durchzusetzen. Daß mit solchen Leuten Persönlichkeiten in unserem Sinn gemeint sind, braucht ja nun nicht mehr gesagt zu werden. Sie sollten die Führer der Menge sein, und wenn sie es auch nur von großen Parteien sind. Sie sind die notwendige Ergänzung zu dem demokratischen Gedanken, sie stellen den Grundsatz des Aristokratismus als Begrenzung und Ergänzung dem demokratischen gegenüber. Der Teil des konstitutionellen Staates bekommt nun stets das Übergewicht, der über die meisten und stärksten Persönlichkeiten verfügt. Daß das gegenwärtig die Volksvertretungen nicht sind, ist eine allgemeine Klage. Weiter in die Politik hineinzugehen, liegt außerhalb unserer Aufgabe.

Kunst und Dichtung.

Wenn wir noch ein Wort über Kunst und Dichtung sagen sollen, so gehen wir wieder von dem uns am nächsten liegenden Standpunkt des Genießenden aus. Haben wir schon des öftern Dinge des seelischen Lebens berühren und ans Licht ziehen müssen, die in der Tiefe des Unterbewußten wohnen und dort am besten zu bleiben haben, um keinen Schaden zu nehmen, so ist das vor allem mit der Kunst der Fall. Das Beste des Genusses fällt doch in dieses Unterbewußte, also in das Gefühlsleben hinein. Freilich können wir es nicht wehren, wenn sich, gemäß der unzertrennlichen Gemeinschaft von Gefühlen und Gedanken, auch Vorstellungen und Reflexionen geltend machen; allein jede Richtung des Nachdenkens auf den eigenen Genuß selbst zerstört ihn ganz sicher, während die

Richtung der Gedanken auf das Kunst- oder Dichtwerk, das ihn veranlaßt, ihn mitunter sogar zu erhöhen, sicher zu klären imstande ist. Wir müssen aber hier über den Genuß nachdenken, da wir es ja nicht damit zu tun haben, Genuß zu erwecken, sondern solchen zu verstehen. Etwas ganz anderes ist es, über den Genuß nachdenken, als nachdenkend zu genießen.

Was suchen wir, wenn wir uns einem Dicht- oder Kunstwerk gegenüber finden, das uns anzieht und beschäftigt? Das ist ganz verschieden: der Naive sucht zunächst einmal den Stoff, der dargestellt wird, die Geschichte, den Mann, die Landschaft, die Gestalt oder das Gebäude. Dann aber steigt das nachdenkende Genießen tiefer, und zwar steigt es in die Seele des Mannes hinein, der das Werk gemacht hat. Wir haben eine Freude daran, das Eigene des Menschen zu erkennen, der dahinter steht, und zwar werden wir von seinen Ideen gefaßt oder von seinen Gefühlen ergriffen. Seine Begeisterung oder sein Schmerz, seine Eindrücke von Leben und Welt, seine Kämpfe und seine Siege sind es z. B., die uns am meisten ergreifen. Man bekommt allmählich eine immer größere Fähigkeit, das Werk als Handschrift zu lesen, mit der der Mann seine Seele dargestellt hat. So treten wir dadurch mit der Person des Dichters und Künstlers in Berührung. Je eigenartiger und ausgeprägter sie ist, je mehr wir dabei einen Eigenen merken, desto mehr Freude haben wir gegenwärtig daran; gegenwärtig — denn wir haben jetzt im allgemeinen mehr Sinn für die charakteristische als für die „schöne“ Kunst, wobei unter diesem letzten Wort an solche gedacht ist, die weniger das Eigene eines Eigenen als allgemeingültige Regeln und Formen zum Ausdruck bringt. Je stärker einer abweicht von dem Herkömmlichen und Allgemeinen, desto mehr zieht er uns an, desto mehr sprechen wir ihm auch bleibende Bedeutung zu.

Aber es ist doch nicht nur das Eigene, also der Stil des Künstlers. Die meisten von uns wollen doch mehr. Sie wollen doch von dem Künstler durch sein Werk mit etwas Höherem in Verbindung gebracht werden. Dieses Höhere meldet sich schon einmal in der Form. Die Formung der Stoffe, wobei als Stoff alles genommen wird, worin sich der künstlerische, begabte Mensch ausdrücken kann, also der Laut, der Ton, Holz, Eisen, Stein usw. — die Formung der Stoffe allein entzieht sie schon dem gewöhnlichen Bereiche und erhebt den Anspruch, daß sie in eine höheres Reich erhoben sind. Also z. B. Rhythmus und Reim geben schon an sich selbst einem Wortgefüge einen gewissen Schein. Aber das ist es doch nicht allein, was wir suchen. Wir wollen doch auch noch etwas von der Seele des Menschen merken, von der Seele oder seinem Selbst im Unterschied von seinem Ich. Wir sind doch erst dann ganz zufrieden, wenn irgend etwas von einer höheren Sphäre hineinschimmert in das Kunstwerk. Dann ergreift uns jenes ganz unbestimmbare und auch unbeschreibliche Gefühl, das wir haben, wenn wir ästhetisch genießen. Es ist, als würde man in eine höhere Art des Seins erhoben, es sind Augenblicke, die eine gewisse Weihe von allen andern abhebt. Und verlangt das auch nicht jeder von der Kunst und erlangt es erst recht auch nicht jeder, wir drücken es doch so aus. In dem ganzen Zusammenhang mit unsern Grundgedanken ist es ja klar, was wir meinen, wir wollen in dem ästhetischen Genuß nicht nur die Person, sondern auch die Persönlichkeit des Menschen, also sein besseres Selbst, wie es mit höheren Werten und Welten in eigenartiger Verbindung steht, erhaschen und genießen. Also diesen „wir“ genügt es nicht, wenn jemand die Gabe hat, in eigenartiger Form sein Inneres auszudrücken, ein Inneres, das voll von Regungen ist, die wir an uns und an jedermann zur Genüge kennen,

während sonst nicht viel da ist. Wir sind nicht zufrieden, z. B. mit der forschen Art, wie sich Liliencron in seinen Briefen gibt. Das sind Briefe eines Dichters, aber keine Dichtungen. So etwas erhält sich auch gar nicht im Schatzhaus der Dichtung. Wir können doch, ohne unvorsichtig zu sein, dies sagen: bleibenden und immer wachsenden Wert gewinnen doch nur die Dichtungen und Kunstwerke, die einem Empfänglichen eben jenen Eindruck des Hohen und Idealen machen. Wir haben in solchen Werken die ideale Welt, wie wir sie nur haben können; denn wir können sie gar nicht anders haben, als in solchen Dolmetschern. Unter dieser idealen Welt ist wieder gedacht an das Heilige, Gute, Wahre und Schöne, nur daß hier vor allem das Schöne in Betracht kommt. Aber das Heilige und das Gute und das Wahre — wenn der Künstler ein echtes, ein persönliches Verhältnis zu ihnen hat — macht sich ebenfalls, und zwar in schöner Form geltend und geht in uns ein. Aber niemand kann mehr geben als er hat: feine Empfindung merkt bald, ob ein echter Künstler seine Seele befreit von der dunklen Gewalt hoher heiliger Triebe, indem er sie in einem Stoffe ausdrückt, der sie auch andern wieder übermitteln kann, oder ob ein wesentlich bloß ästhetisch gerichteter Geist sich solche Gefühle zulegt, um Arten von beliebten Dicht- und Kunstwerken zu schaffen. Solche können auch einseitig religiös wirken, wo sie eine starke religiöse, reproduktive Empfänglichkeit ohne ästhetisches Vermögen vorfinden. Ebenso werden sie in der Regel auf einseitig ästhetisch gerichtete Geister nur ästhetisch wirken.

Den ganz großen Offenbarern solcher idealen Werte gegenüber vermag oft die Empfindung für die Eigenart, in der das Ewige sich offenbart, völlig zu schweigen. Die Hingebung seines Gemütes an das Ideale im Schöpfer und Offenbarer bringt

den Genießenden so in Verbindung mit jenem ewigen Großen, daß er die Eigenart vergißt. Aber das ist doch nicht immer so. Mag es auch dieselbe ideale Welt sein, die sich hier und da offenbart: wir lassen sie uns doch lieber von dem einen als von dem andern nahebringen — das ist auch z. B. mit ihrer Darbietung etwa in der Predigt der Fall. Dabei ist gar nicht gesagt, daß wir bei der Auswahl die uns wahlverwandte Natur vorziehen, oft ist genau das Gegenteil der Fall. Wir haben dann das Gefühl, einen solchen Großen ausgekostet zu haben, wenn er uns in unserm Persönlichkeitsleben angeregt, gestärkt und bereichert hat.

Blicken wir noch vom Künstler aus die Sache an, so ist bei ihm wie gesagt, seine persönliche Eigenart das, was er zu geben hat. Ihm ist gegeben zu sagen, was er leidet und was er fühlt; es ist ihm gegeben in seiner Fähigkeit, es in sinnlich wahrnehmbarer Weise zu gestalten. Er sagt nicht, daß er solches fühlt, sondern er stellt es dar, so daß der so gestaltete Stoff der Träger seines Innenlebens für andere wird, die für ihn empfänglich sind. Er stellt dar, indem er Seele in die Stoffe bringt, indem er ihnen sein Leben einhaucht. Der niedrigste Grad dieser Eintragung seines Lebens in Stoffe ist die einfache Verpersönlichung, wie sie das Wesen der ersten Anfänge aller Poesie und Kunst und auch das der Mythologie ausmacht. Dann aber bringt er seine beste Eigenart in die Stoffe hinein, und damit kommt er um so höher, je größer seine Seele und die Kraft ist, sie in den Stoffen darzustellen. Ob er nun in diesen Stoffen aus seinem Innern heraus Sachen, Geschehnisse oder Menschen darstellt, das ist gleich. Den höchsten Gegenstand seiner Kunst wird freilich Dichter und Künstler immer im Menschen, und zwar im eigenartigen und großen Menschen, also in der Persönlichkeit finden, weil sie der beste Ausdruck

für seine eigene Persönlichkeit und das beste Mittel ist, andere zu derselben Höhe persönlichen Lebens zu erheben.

Schluß.

So haben wir auf allen durchwanderten Gebieten des Lebens bestätigt gefunden, was der Sinn unserer Zusammenstellung der beiden Wörter Person und Persönlichkeit sein sollte. Zwei Stufen von Werten stellen sie dar: die Person mit Eigenart und Eigenrecht ist die eine, die Persönlichkeit als eigenartiger Besitz der höchsten geistigen Werte ist die andre. Zwei verschiedene — wie soll man sagen? — Welten oder Gebiete der Welt stehen hinter den beiden Werten: die Welt der Natur oder der ersten Schöpfung, und die Welt des Geistes oder die höchste und eigentliche Welt Gottes. Wie diese beiden Welten aus einer Hand stammen, der Hand des Schöpfers, der zugleich der Hort der Werte ist, so sind Person und Persönlichkeit bestimmt, in die engste Beziehung zu einander zu treten: Die Person liefert das Eigne, ohne das eine Persönlichkeit nicht sein kann, was sie ist; aber die Persönlichkeit nimmt dies Eigne als gewollt in sich auf und setzt sich in Verbindung mit den höchsten Werten und Idealen des geistigen Lebens. So ist die Person die Grundlage der Persönlichkeit, die Persönlichkeit aber die Verklärung der Person. Das Ewige eigenartig zu erfassen und das Eigne in das Ewige zu erheben, das ist unsere Aufgabe.

Sachregister

A

Absolute, das 42, 64, 66, 68, 166.
Alkohol 99.
Allgemeinbildung 128, 132.
Anismismus 114.
Arbeitsschule 134.
Askese 8, 108, 109, 110, 118
Astralleib (Theosophie) 30.
Ausleben der Persönlichkeit 107.
Auswanderung, Verbot der 161.
Autorität 49 ff., 137, 142.
Autoritätsschule 134.

B

Begabungstypen 30, 131.
Berufswahl 137.
Bismarck 41, 48, 58, 80, 81, 94.
Bloch, Iwan 124.
Bonus, A. 93.
Borgia, Cesare 54.
Buddhismus 145.

C

Charakter 32 ff.
Charakterkopf 36 f.
Charaktertypen 131.
Christentum 116, 145.
Classen, Walter 155.

D

Dichter 47, 164 ff.
Dichtung 114, 164 ff.
Dickkopf 59 f.
Dienstmädchen 22.
Drews, Arthur 86.
Drews, Paul 156.
Driesch, H. 64.
Dualismus 26, 37.

E

Ehe 119.
Ehereformer 125.
Eigenart der Person 28 ff.
Eigenbrödler 59 ff.
Eigenrecht der Person 27, 73 f.
— der Frau 123.
Entelechie 64.

F

Förster, Fr. W. 108 f., 133, 134.
Frauenfrage 120, 123 f.

G

Gehorsam gegen die Gewissensstimme 99.
Geld 116.
Gemeinschaft 85.
Genie 42 f., 47, 53, 80.
Geschichte 49, 65, 79.
Goethe 79, 80, 89.

H

Herabziehung der Begriffswörter 22.
Herrmann 150.
Hetärentum 107.
Hilfsschulwesen 136.
Höflichkeit 111 ff.
Humanismus, echter 110.

I

Ich, transzendentales 77.
— zwei verschiedene 17.
Ideen 41, 44, 53, 80.
Jeremia 139.
Jesus 49, 84, 85, 92, 97, 116, 117, 139, 142, 147.
Judaskuß 110.

K

Kant 69.
Kapitalismus 154.
Käufervereine 156.
Keppler von, Bischof 150.
Key, Ellen 124, 127, 129 f.
Komik 9, 11, 69, 75.
Kommunismus 155.
Konflikte, tragische, in Geschichte und Dichtung 99.
Kultur 25, 55, 65.
Kunst 114, 163.
Kunsthandwerker 55.
Künstler 47, 81, 119, 164 ff.

L

Langermann 134.
Leben, ewiges 143, 145.
Lernprozeß 131.
Liberalismus 28, 161.
Liebe, echte 110.
— freie 124.
— wilde 124.
Lilienkron 166.
Luther 40, 80, 85, 142.

M

Mammonismus 134.
Maschine 55, 153.
Maschinenzeitalter 132, 157.
Mechanismus 9, 65, 69, 75, 100, 132.
Metaphysik der Persönlichkeit 63.
Mission 149.
Mode 11, 18, 106.
Modernisteneid 11.
Monismus 17, 26, 64.
Müller, Johannes 97, 150.
Mutterschaft, uneheliche 124.
Mystik 141.
Mythologie 114.

N

Name 5, 93.
Napoleon 41.

Natur, eine 48.
— die, 8, 13, 16, 24, 31, 44, 55, 66, 69.
Naumann, Fr. 158.

O

Offenbarung der Wahrheit 52, 57f., 60.
— Gottes 144.
Originalität 31, 44.

P

Pädagogik, neuere 131.
Pantheismus 145.
Parlamentarismus 162.
Paulus 73, 142.
Peabody 140, 158.
Pedant 75, 117.
Perſonifikation 87, 113f., 167.
Perſönlichkeitsgigerl 59.
Peſtalozzi 133.
Plemasmus 60.
Privateigentum 118.
Proletariat 152.
Propheten, iſraelitiſche 138.
Proſtitution 107.
Pſychologie, experimentelle 131.

R

Raiffeiſſenverein 42.
Rechte einer juriſtiſchen Perſon 23.
Reformation 109, 140.
Revolution 27.
Richard III. 54.
Rohſtoff für die Perſönlichkeit 32.
Rouſſeau 129.

S

Sawicki 19, 150.
Schablone 5, 14, 55.
Scheinperſönlichkeit 59.
Schulweſen 135.
Seele 32ff., 133.
Selbſt, das höhere 78, 81, 157.
Selbſtändigkeit 18, 54, 59, 158.
Selbſtbetätigung 133ff.
Sozialdemokratie 151, 155.
Soziale Frage 151.
Spiel der Kinder 134.
Staat 162.
Staatsallmacht 161.
Stil 57, 119, 165.
Sünde 144.

T

Tiere 5, 116.
Toleranz 148.
Tolſtoi 69.
Tradition 50.
Tragik 125.
Trinkzwang 100.
Trotzkopf 61.

U

Überperſönlichkeiten 133.
Unſterblichkeit 143, 155.
Unterbewußte, das 163.

W

Wahlrecht, allgemeines 162.
— der Frauen 123.
Werte des Lebens 43, 57, 61, 64, 85, 90, 123, 136, 165.

Z

Zeitung 11, 18, 74.
Zeppelin 42.
Zimmerſchmuck 119.
Zunftzwang 161.
Zwangsehe 125f.
Zwangsorganiſationen 155.

Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig

Unſere religiöſen Erzieher

Eine Geſchichte des Chriſtentums in Lebensbildern
herausgegeben von Profeſſor Lic. B. Beß

Zwei Bände zu je 280 Seiten mit Buchſchmuck von Bruno Héroux geſchmackvoll broſchiert je M. 3.80, in Originalleinenband je M. 4.40

Jeder Band iſt einzeln käuflich

Band I

Was wir wollen	Prof. Lic. B. Beß
Jeſus	Prof. D. Arnold Meyer
Moſes u. d. Proph.	Prof. D. J. Meinhold
Paulus	Prof. Lic. Dr. C. Clemen
Origines	Prof. D. E. Preuſchen
Auguſtinus	Prof. D. A. Dorner
B. v. Clairvaux	K. R. Prof. D. S. M. Deutſch
Franz von Aſſiſi	Prof. Dr. K. Wenck
Heinrich Seuſe (Suſo)	Lic. Dr. O. Clemen
Wiclif u. Hus	Schulrat D. Dr. Buddenſieg

Band II

Luther	Geh. Rat Prof. Dr. Th. Kolde
Zwingli	Dekan D. A. Baur
Calvin	Prof. Lic. B. Beß
Spener	Pfarrer D. P. Grünberg
Goethe-Schiller	Prof. Dr. K. Sell
Schleiermacher	Geh. Rat Prof. Dr. O. Kirn
Bismarck	Prof D. O. Baumgarten
Die Religion der Erzieher	Prof. D. W. Herrmann

Was wir wollen.

Wir wollen eine Sammlung loſe ſich aneinander reihender Biographien der hervorragendſten Typen chriſtlicher Frömmigkeit darbieten — eine Sammlung, die in ihrer Zuſammenfaſſung

Natur, eine 48.
— die, 8, 13, 16, 24, 31, 44, 55, 66, 69.
Naumann, Fr. 158.

O

Offenbarung der Wahrheit 52, 57f., 60.
— Gottes 144.
Originalität 31, 44.

P

Pädagogik, neuere 131.
Pantheismus 145.
Parlamentarismus 162.
Paulus 73, 142.
Peabody 140, 158.
Pedant 75, 117.
Perſonifikation 87, 113f., 167.
Perſönlichkeitsgigerl 59.
Peſtalozzi 133.
Plemasmus 60.
Privateigentum 118.
Proletariat 152.
Propheten, iſraelitiſche 138.
Proſtitution 107.
Pſychologie, experimentelle 131.

R

Raiffeiſſenverein 42.
Rechte einer juriſtiſchen Perſon 23.
Reformation 109, 140.
Revolution 27.
Richard III. 54.
Rohſtoff für die Perſönlichkeit 32.
Rouſſeau 129.

S

Sawicki 19, 150.
Schablone 5, 14, 55.
Scheinperſönlichkeit 59.
Schulweſen 135.
Seele 32ff., 133.
Selbſt, das höhere 78, 81, 157.
Selbſtändigkeit 18, 54, 59, 158.
Selbſtbetätigung 133ff.
Sozialdemokratie 151, 155.
Soziale Frage 151.
Spiel der Kinder 134.
Staat 162.
Staatsallmacht 161.
Stil 57, 119, 165.
Sünde 144.

T

Tiere 5, 116.
Toleranz 148.
Tolſtoi 69.
Tradition 50.
Tragik 125.
Trinkzwang 100.
Trotzkopf 61.

U

Überperſönlichkeiten 133.
Unſterblichkeit 143, 155.
Unterbewußte, das 163.

W

Wahlrecht, allgemeines 162.
— der Frauen 123.
Werte des Lebens 43, 57, 61, 64, 85, 90, 123, 136, 165.

Z

Zeitung 11, 18, 74.
Zeppelin 42.
Zimmerſchmuck 119.
Zunftzwang 161.
Zwangsehe 125f.
Zwangsorganiſationen 155.

Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig

Unſere religiöſen Erzieher

Eine Geſchichte des Chriſtentums in Lebensbildern herausgegeben von Profeſſor Lic. B. Beß

Zwei Bände zu je 280 Seiten mit Buchſchmuck von Bruno Héroux geſchmackvoll broſchiert je M. 3.80, in Originalleinenband je M. 4.40

Jeder Band iſt einzeln käuflich

Band I

Was wir wollen . . . . Prof. Lic. B. Beß
Jeſus . . . . . Prof. D. Arnold Meyer
Moſes u. d. Proph. . . Prof. D. J. Meinhold
Paulus . . . . Prof. Lic. Dr. C. Clemen
Origines . . . . . Prof. D. E. Preuſchen
Auguſtinus . . . . . Prof. D. A. Dorner
B. v. Clairvaux K. R. Prof. D. S. M. Deutſch
Franz von Aſſiſi . . . . Prof. Dr. K. Wenck
Heinrich Seuſe (Suſo) . . Lic. Dr. O. Clemen
Wiclif u. Hus . . Schulrat D. Dr. Buddenſieg

Band II

Luther . . . . Geh. Rat Prof. Dr. Th. Kolde
Zwingli . . . . . Dekan D. A. Baur
Calvin . . . . . Prof. Lic. B. Beß
Spener . . . . . Pfarrer D. P. Grünberg
Goethe-Schiller . . . . . Prof. Dr. K. Bell
Schleiermacher . Geh. Rat Prof. Dr. O. Kirn
Bismarck . . . . Prof D. O. Baumgarten
Die Religion der Erzieher Prof. D. W. Herrmann

Was wir wollen.

Wir wollen eine Sammlung loſe ſich aneinander reihender Biographien der hervorragendſten Typen chriſtlicher Frömmigkeit darbieten — eine Sammlung, die in ihrer Zuſammenfaſſung

ein Bild der Entwicklung des Christentums gibt, in ihren einzelnen Teilen aber den Blick schärfen soll für das in allen Wandlungen konstante Wesen jener Frömmigkeit. Wir wollen den religiösen Unterricht ergänzen und vertiefen, indem wir die großen religiösen Erzieher der christlichen Menschheit von Moses bis Bismarck in ihrer zeitgeschichtlichen Besonderheit und zugleich in ihrer bleibenden Bedeutung für die Gegenwart vor Augen führen. Wir haben, im übrigen von verschiedener Richtung, den gleichen, strengen wissenschaftlichen Maßstab an unsere Arbeiten gelegt. Unter Verwertung aller bis heute zu Gebote stehenden Forschungen haben wir nicht darauf verzichtet auch den zeitgeschichtlichen Hintergrund und den äußeren Lebenslauf der einzelnen Männer zu schildern. Aber immer war unser Augenmerk darauf gerichtet, die Persönlichkeit als solche herauszubringen, die Entwicklung ihres Innenlebens, ihre Stellung zu Gott, ihre Erfassung und Fortbildung des christlichen Gedankens zu verdeutlichen.

Sind wir doch der Überzeugung, daß um religiöse Erkenntnis anzuregen und religiöses Leben zu fördern nichts so geeignet ist, als die Berührung mit gleichgearteten machtvollen Persönlichkeiten. Die Religion ist das Persönlichste in uns. Wenn sie nichts Angelerntes, nichts Gewohnheitsmäßiges ist, dann hängt sie mit den ursprünglichen Regungen unsres Bewußtseins zusammen, dann ist sie recht eigentlich der Ausdruck dessen, worin wir uns als selbständige Individuen fühlen. Und im Christentum hat dieser persönliche Charakter der Religion seine Vollendung erfahren. So hat sich auch eine Geschichte des Christentums vor allem mit den Persönlichkeiten zu befassen.

Die Aufgabe war dieselbe; aber die Methode mußte wechseln je nach dem Charakter der Zeiten; und das Resultat stellt sich verschieden dar je nach der Art der Quellen, die uns überliefert sind. Wir konnten nicht darauf verzichten, auch die Vorbereitung des Christentums durch die großen Propheten Israels in unsren

Paulus.

Rahmen einzuschließen; und in die geschichtliche Reihe mußten wir auch den hineinstellen, der eigentlich über ihr steht, der der Anfänger und Vollender unsres Glaubens mit Recht heißt. Auch für den Entwurf seines Bildes konnten in erster Linie nur wissenschaftliche Maßstäbe in Betracht kommen, und es galt die echt menschliche Persönlichkeit herauszuschälen aus dem, womit der Glaube vergangener Zeiten sie umwoben hat.

Was Jesus begründet, hat Paulus weitergeführt. Er hat die neue beseeligende Gotteserkenntnis zur Weltreligion gemacht, indem er sie — zwar mit jüdischer Theologie — scharf von dem Judentum schied und hinaustrug in die griechisch-römische Welt.

Hier mußte sie nun, sollte sie zu einer Kulturmacht werden, die Formen einer Wissenschaft annehmen. Der ihr diese gab — in großzügiger, auf der Philosophie seiner Zeit beruhender Spekulation — war Origenes von Alexandria. Aber die Zukunft des Christentums lag nicht im Orient, sie lag da, wo durch die Vermischung mit den urwüchsigen germanischen Elementen auf dem Boden des alten Weltreichs die Grundlagen einer neuen Kultur gelegt wurden, in dem Abendland. Hier nun sammelten sich die Gedanken des Christentums und die Faktoren der alten Bildung wie in einem Brennpunkt in dem

großen Afrikaner Aurelius Augustinus und erzeugten einen völlig neuen Typus der Frömmigkeit. Hatte sich diese bisher nur in dem Schema Gott und die Menschheit bewegt, so wurde sie nun verengert und vertieft in der Frage: Gott und die Seele des einzelnen Menschen und schlug so bereits alle die Töne modernen Geistesringens an. Aber Augustin wäre nicht der echte Römer gewesen, hätte er nicht zwischen jene beiden Pole seines Christentums einen dritten eingefügt, die konkrete Realität der sichtbaren Kirche. Und so wurde er Inaugurator des mittelalterlichen Christentums mit seiner zwischen kirchlicher Gebundenheit und freister Entfaltung des Persönlichen hin und her schwankenden Frömmigkeit.

Diesen Typus verdeutlicht am besten Bernhard von Clairvaux, der Mönch und der Kirchenmann. Aber auf die Dauer ließen sich die disparaten Elemente nicht zusammenhalten. War die erste Hälfte des Mittelalters ausgefüllt durch den großen kirchenpolitischen Kampf zwischen Papsttum und Kaisertum, im dem ersteres den äußeren Sieg davon trägt, so mehren sich in der zweiten Hälfte des Mittelalters die Anzeichen dafür, daß der danebenhergehende unausgeglichene Kampf der Geister einen andern Ausgang nehmen muß.

Das Laientum erwacht zu selbstständigem Leben und beginnt sich aufzulehnen gegen kirchliche Bevormundung. Mitten zwischen solchen schon recht scharfen Reaktionen erlebt aber der Liebesgeist des Christentums in Franz von Assisi eine bezaubernde Verkörperung, in der völlige Ehrfurcht vor der Kirche als Institution und freiste Entfaltung des persönlichen Gefühls in naivster Weise sich noch verbinden. Und vollends findet nun das Bedürfnis der immer plastischer sich herausbildenden Persönlichkeit eine Befriedigung in den Konventikeln der Mystiker, welche im Laufe des 14. Jahrhunderts, besonders in deutschen Landen sich bilden. Vom Neuplatonismus her war durch die

christliche Theologie eine Unterströmung gegangen, deren kühne Spekulation oft die Grenzen des kirchlichen Dogmas durchbrach. Diese Spekulation tritt nun auch in den Dienst der Persönlichkeit und bildet eine Seite der neu erblühenden Mystik. Aber überwiegend in ihr ist doch die schlichte, dem Vorbild Christi stets neue Nahrung entnehmende und so in die Nächstenliebe ausströmende Frömmigkeit, wie sie eigen ist einem Heinrich Seuse — darin durchaus geistesverwandt dem Heiligen von Assisi.

Dessen Evangelium von der Armut hatte indessen schon einen scharfen Stachel gegen die verweltlichte Kirche enthalten. Nun aber führte das nationale Element, dessen Ausbildung der des Individuums teils vorangeht, teils sie begleitet, allem, was von Reaktion gegen die kirchliche Bevormundung vorhanden war, eine erhebliche Verschärfung, eine radikale Tendenz zu. In dem britischen Inselreich hat dieser Geist im Mittelalter am frühsten und am stärksten sich offenbart, und hier ersteht nun der mittelalterlichen Kirche ihr schärfster Kritiker in John Wiclif. War es das Recht der Nation, von der sein Widerspruch anhob, so blieben es auch wesentlich juristisch-formale Gedanken, welche das Wesen seines Evangeliums ausmachten („Gesetz Christi“ und „Gottesherrschaft“). So stark und echt

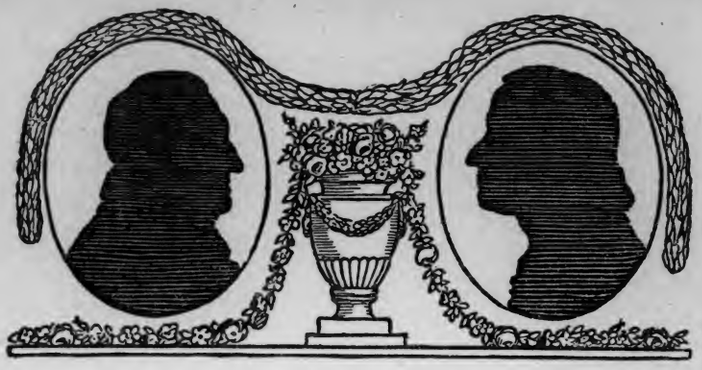
Zwingli.

das sittliche Pathos war, das sein und seines Erneuerers Johann Huß Wirken durchdrang, die Frömmigkeit, das innerste Wesen des mittelalterlichen Christentums blieb davon unberührt.

In dieses Heiligtum drang erst wieder ein der deutsche Bauernsohn Martin Luther; und ihm war es gegeben, hier etwas völlig Neues zu schaffen. Indem er die Augustinische Frage — Gott und die Seele — mit der ganzen ihm eigenen Energie ergriff und — mehr unbewußt, als bewußt — in wahrhafter Kongenialität auch über Paulus noch zurückging auf die frohe Botschaft Jesu von Nazareth, brachte er jene auf ihre einfachste Form (Glaube = Leben). Und damit war nun das wahre Wesen der Religion, des Christentums erkannt und von allem Beiwerk geschieden. Mit diesem Evangelium konnte auch der nationale Gedanke den reinen Bund schließen, welcher das gesamte mittelalterliche Kirchentum mit seiner zwiespältigen Frömmigkeit aus den Angeln hob.

Das Evangelium Luthers ist universal seinem innersten Wesen nach. So konnte es sich differenzieren nach dem Boden, über den es sich ausbreitete. In der deutschen Schweiz bildete es — Ulrich Zwingli selbst fast unbewußt — den notwendigen Einschlag in eine von der humanistischen Wissenschaftsreform ausgegangene, von echtem Patriotismus getragene romfreie Predigt. Auf romanischem Boden aber schuf ihm Johannes Calvin sowohl nach Seiten der Lehre, als insbesondere nach Seiten der Verfassung eine bewundernswerte Organisation.

Allein je weiter die neue Religion vorschritt und von ihrem enthusiastischen Anfang sich entfernte, desto mehr zeigte es sich, daß es noch einer gewaltigen Geistesarbeit bedurfte, ehe die mittelalterlichen Bande, die sie gesprengt hatte, ganz abgestreift wurden. Schon in Calvins Organisation waren mittelalterliche Elemente wieder eingedrungen und hatten eine verhängnisvolle Wirkung ausgeübt. Vollends aber drohte in Deutschland eine



Goethe und Schiller.

neue Scholastik das Evangelium Luthers ganz zu überwuchern und die freie Persönlichkeit in die alten Bande zu schlagen. Der mittelalterliche Zwiespalt zwischen Kirche und Frömmigkeit stand in veränderter Form wieder auf. Da war es der Pietismus, welcher — nicht ohne auch seinerseits an mittelalterliche Vorbilder wieder anzuknüpfen — dagegen reagierte. Ihn hat — mehr getrieben von einem aus dem Elend des großen Religionskrieges sich erhebenden neuen Zeitgeist, als selbst treibend — inauguriert Philipp Jakob Spener.

Aber der Pietismus war nun doch nicht imstande, das Evangelium Luthers, das anfangs in eminentem Sinne als kulturbildend sich erwiesen hatte, wieder auf die Höhe der Zeit zu führen. Die mächtig aufstrebenden Keime einer neuen Bildung, die im Humanismus gelegt waren, die aber jetzt erst entwicklungsfähig wurden, drohten es ganz zurückzudrängen. Die Kluft zwischen einer religionslosen, ja christentumfeindlichen Schicht der Gebildeten und der großen Masse der Ungebildeten, für welche die Kirche fast nur noch eine Polizei ist, tat sich auf. Nur in Konventikeln konnte dazwischen ein lebendiges Christentum sich erhalten. Zwischen Bildung und Frömmigkeit

schien auf ewig der Weg gesperrt. Da legten im Kampf ebenso sehr gegen den immer enger gewordenen Pietismus, wie den das Religiöse völlig verflachenden Rationalismus die großen deutschen Dichter, vor allen Goethe und Schiller, den Grund zu einer idealistischen Weltanschauung, in welcher die Religion nicht nur ein notwendiges Glied, sondern sogar die höchste Potenz ist.

Aber so sehr ein Goethe auch sympathisierte mit der geschichtlichen Macht des Protestantismus, zwischen Bildung und Frömmigkeit blieb eine Spannung, ja sie drohte sich zu verschärfen, weil der Idealismus keine Verbindung aufwies mit den historisch gewordenen Größen der deutsch-evangelischen Landeskirchen, an welche die Frömmigkeit nun einmal gebunden schien. Da war es der Prediger und Theologe Friedrich Schleiermacher, welcher nicht nur in seinen Werken, sondern auch mit seiner ganzen Persönlichkeit die Möglichkeit eines vollkommenen Bundes zwischen Frömmigkeit und Bildung dem neuen Jahrhundert vorstellte, eine Errungenschaft, an der nicht wieder gerüttelt werden kann. Und so sehen wir denn das erhebende Beispiel vor uns, daß auch der, der unsrer Zeit den Stempel seines gewaltigen Seins aufgedrückt hat, Otto von Bismarck, ein religiöser Mensch war durch und durch.

Es ist kein Zweifel, daß diese mit der Bildung aufs neue versöhnte Frömmigkeit verschiedene Formen annehmen kann, daß die Glaubensüberzeugungen mannigfaltige sein können und — müssen. Wir wollen in unsrer Sammlung nicht eine bestimmte Art der Frömmigkeit predigen; wir wollen nur anregen zu selbständiger Aneignung der Religion an sich und alles Weitere ihrer eignen Macht überlassen. Aber die Engherzigkeit wollen wir fernhalten, indem wir von vornherein den Blick richten helfen auf die verschiedenartigen Ausprägungen des Einen christlichen Geistes. — Das walte Gott!

Der Herausgeber.

Jeremia stammte aus dem Flecken Anatot, unweit von Jerusalem. Wohl möglich, daß er, der Priestersohn, ein Abkömmling des von Salomo dorthin verbannten Eliden Ebjatar (1. Kön. 2, 26 ff.) und somit ein Sproß des Moses war. Jedenfalls war er ein Erbe seines Geistes. Schon des Knaben Seele mag so in der alten Tradition dieses Geschlechtes Nahrung und Anregung empfangen haben und also früh gereift und erstarkt sein. Kaum war er den Knabenschuhen entwachsen, da berief ihn des Herrn Wille zum Propheten an seinem Volk. Er aber zögerte zu folgen. Er war nicht aus dem Holz geschnitzt, aus dem ein Jesaja gearbeitet war. Er ahnte es, daß dieser Beruf ihn in Gegensatz zu den Seinen, in Vereinsamung, Verfolgung, ja wohl in den Tod bringen würde. Darum zaudert sein Fuß diesen Leidensweg zu betreten. Aber er kann dem göttlichen Muß nicht widerstehen (K. 1). Doch steht er anders zu seinem Beruf wie seine Vorgänger. Er weiß sich nicht einfach nur als Sprachrohr Gottes. Seine eigene Persönlichkeit, sein Denken und Dichten hat teil an seinem prophetischen Reden und Handeln. Darum ist's auch viel stärker persönlich gefärbt wie bei seinen Vorgängern. Es wird ihm zum Gegenstand eines ständigen Ringens zwischen ihm und seinem Gott, eine Sache des eigensten persönlichen Verhältnisses, wie das ja auch mit den mündigen Frommen, deren Vorläufer hier Jeremias ist, der gleiche Fall ist. Immer wieder muß Jeremia sich im Gebet Freudigkeit und Kraft zu seinem Beruf holen. Denn immer wieder treibt ihn sein Amt und die mit ihm verbundene Absceidung von allen Freuden des Lebens und der Familie, die stete Enttäuschung und Erfolglosigkeit seines Wirkens in Verzagtheit und Verzweiflung. Aber gerade diese Leiden bewirken in ihm eine Verklärung und Vertiefung der Frömmigkeit, eine Hebung auch seines prophetischen Berufes, wie das bis dahin unerhört war. Dies Schwert wurde unter schwersten Hammerschlägen gehärtet und geschärft. Und fürwahr der Prophet bedarf einer schweren Schule, daß sein weiches Herz nicht dem Schmerze erliege, daß er vielmehr in den gewaltigen Kämpfen der Zeit seinen Mann stehe, gleich einer ehernen Mauer und eisernen Säule allen Stürmen standhalte. Denn von allen Seiten erstehen ihm Gegner, von seinen eigenen Blutsverwandten, von den Anhängern der Volksreligion wie der prophetischen Schule. Zwar in der ersten Zeit zieht er dieselbe Straße wie die Jesajajünger, schlägt er mit bewußter Anlehnung dieselben Töne

Es war eine wunderliche, von den tiefsten Gegensätzen zerrissene Zeit. Neben dem wachsenden Wohlstand in den handeltreibenden Bürgerkreisen und dem damit zunehmenden Luxus, der das werdende Kunstleben befruchtete, welch ein Elend in den unteren Ständen, welcher Klassenhaß, welch ein Gefühl der Unsicherheit und zum Teil der Rechtlosigkeit, zumal bei den geknechteten Bauern, den „armen Leuten"! Trotz aller immer wieder verkündeten Landfriedensgesetze herrschte fast überall das Recht des Stärkeren. Es war eine harte Zeit, und die Astrologen, deren Kunst niemand bezweifelte, prophezeiten noch Schlimmeres. Und es kam. Wie oft hören wir in jenen Jahren von Mißernten und furchtbaren Hungerjahren, und in ihrem Gefolge erschien die Pest, die das Land entvölkerte, dann die schwarzen Blattern und von Süden her die „französische Krankheit", die in epidemischer Weise um sich greifend die entsetzlichste Verheerung anrichtete. Das Ungewöhnliche, das Schreckliche pflegt noch immer die Gemüter weicher zu stimmen und für das Himmlische empfänglicher zu machen. Wie viel mehr damals, wo es sich von selbst verstand, daß solche außergewöhnlichen Vorkommnisse das besondere Zürnen der Gottheit bedeuteten oder das Nahen des Antichrists.

Im Jahre 1484 erklärte Papst Innocenz VIII., Deutschland sei von Hexen und Zauberern erfüllt. Damit sprach er nur aus, was man in allen Schichten der Bevölkerung fühlte und fürchtete. Überall in Feld und Wald und Flur trieben dermalen der Teufel und seine Gesellen ihr Wesen. Nur die Reliquien und die Heiligen, die natürlichen Gegner der Dämonen, vermochten davor zu schützen. Darüber kamen die Heiligen zu neuen Ehren, vor allem die heilige Jungfrau, die Himmelskönigin. In jener Zeit erst konnte sich die Anschauung von ihrer unbefleckten Empfängnis in weiteren Kreisen durchsetzen. Und war sie, durch die die Kirche erst den Heiland erhalten, so hoch begnadigt, daß sie allein von den Menschenkindern von der Erbsünde befreit war, wie hoch stand ihre Mutter, die freilich nur aus der Legende bekannte heilige Anna! Sie wurde zur eigentlichen Modeheiligen. Auf allen Straßen, in Städten und Dörfern, wurden ihr zu Ehren Bilder, bald auch Altäre, Kapellen und Kirchen errichtet, und zu ihrer Verherrlichung und um sich den Schutz der mächtigen Patronin des Bergbaus, der „Ertzmacherin", zu sichern, nannte man die

„Welche Religion" Schiller als seine eigene bekannte, wissen wir.

Nicht die des überlieferten Kirchenglaubens. Auch nicht die des landläufigen Rationalismus. Seine Religion war Leben und Weben in der Überzeugung, daß das ganze Dasein in Natur und Menschenleben getragen ist von höheren Mächten.

Sie können und müssen in der verschiedensten Weise bezeichnet werden. Es sind Naturnotwendigkeiten, Ideen, Vernunftnotwendigkeiten. So sind sie die wirkenden Kräfte oder die Vorbilder, die den einzelnen Persönlichkeiten vorschweben. Nicht in dogmatischen Sätzen läßt sich ein Gefüge der Welt aufbauen. Das Leben hier ist ein Kampf wie unter einer Wolke. Nur von ferne leuchtet ein Ziel. Der Optimismus der frühern Zeit, daß diese Welt die beste ist, ist dahin. Sie ist oft genug grundschlecht, gemein, dennoch ist sie eingerichtet für das Beste. Danach gilt es zu streben. Dafür hat der Mensch die Freiheit. Die Freiheit ist das königliche Vermögen, nach dem Ideal zu handeln. Auf ihr beruht aller Fortschritt der Kultur. Die Kräfte dieser Freiheit zu entbinden, das ist die höchste Aufgabe der nationalen Erziehung, an der die Künste mitarbeiten müssen. Vorausgesetzt, daß diese Freiheit sich das höchste Ziel setzt, die Verwirklichung des sittlich Guten. Es ist nicht die Aufgabe der Kunst zu moralisieren, direkt Sittlichkeit zu lehren, aber die Kunst, die wirklich Kunst ist, kann gar nicht anders als sittlich wirken. Denn sie unterwirft das Sinnliche stets dem Gesetz des Schönen, und das Schöne wirkt nicht die Sinne reizend, sondern die Sinne zügelnd. So ist der Künstler gestellt wie der Priester im Heiligtum: er enthüllt den Eingeweihten das Bild des Göttlichen und überläßt es dem Göttlichen, seine Zauber selber zu entfalten. Der große Künstler ist der, der solche redenden Bilder des Göttlichen schafft.

Goethe hat später gemeint, wenn Schiller nach den Griechen Calderon kennen gelernt hätte, würde der ihm gefährlich geworden sein. Bedenkt man, daß Goethe nach der Bekanntschaft mit Calderon sich an ein spezifisch christliches Trauerspiel im Sinne der Romantik machte, so dürfte man vermuten, daß vielleicht irgend ein Werk der Schilderung des religiösen Heldentums im Dulden und Tragen Schiller vorbehalten war. Am wenigsten hätte ihn die Forderung der Gläubigkeit daran gehindert. Denn wenn Goethes höchstes Vermögen das Schauen

Das ist nun gewiß nicht das Resultat eines Studienlebens, das in Saus und Braus dahingebracht ist, auch nicht im Austoben jugendlichen Ungestüms. Auf dem Grunde dieser Seele lag ein tieferes Bedürfen. Aber es war ein unbekannter Gott, den er im Herzen trug, und die Kraftnatur konnte nicht zur Beugung unter ihn kommen. Ob er sich nicht doch Unrecht tat, als er seiner Frau „mit einem Gemisch von Wehmut und altkluger Weisheit" von den Stätten früherer Torheit schrieb? „Möchte es doch Gott gefallen, mit seinem klaren und starken Weine dies Gefäß zu füllen, in dem damals der Champagner 21jähriger Jugend nutzlos verbrauste und schale Neigen zurückließ. Wo und wie mögen x und Miß y jetzt leben, wie viele sind begraben, mit denen ich damals liebelte, becherte und würfelte; wie hat meine Weltanschauung doch in den 14 Jahren seitdem so viele Wandlungen durchgemacht, von denen ich immer die gerade gegenwärtige für die rechte Gestalt hielt, wie vieles ist mir jetzt klein, was damals groß erschien, wie vieles jetzt ehrwürdig, was ich damals verspottete! Wie manches Laub mag noch an unserem inneren Menschen ausgrünen, schatten, rauschen und wertlos welken, bis wieder 14 Jahre vorüber sind ... Ich begreife nicht, wie ein Mensch, der über sich nachdenkt und doch von Gott nichts weiß oder wissen will, sein Leben vor Verachtung und Langeweile ertragen kann. Ich weiß nicht, wie ich das früher ausgehalten habe; sollte ich jetzt leben wie damals, ohne Gott, ohne dich, ohne Kinder — ich wüßte doch in der Tat nicht, warum ich dies Leben nicht ablegen sollte wie ein schmutziges Hemde; und doch sind die meisten meiner Bekannten so und leben. Wenn ich mich bei dem einzelnen frage, was er für Grund bei sich haben kann weiterzuleben, sich zu mühen und zu ärgern, zu intriguieren und zu spionieren, so weiß ich es wahrlich nicht."

Erst in der Einsamkeit des hinterpommerschen Gutshofes, berichtet Bismarck weiter, 1839 zu Kniephof, sei er zu anhaltendem Nachdenken über sich selbst gekommen. Seine Ansichten änderten sich zuerst nicht erheblich; aber die Selbstkritik war erwacht und der Drang nach wertvollerem Lebensinhalt. Abgeschnitten von der Welt des Handelns, die den Mann der Wirklichkeit erst schuf, der selig nur werden konnte in seiner Tat, verrannte er sich nur tiefer in die Sackgasse des Zweifels; es war ihm doch nicht gegeben, durch rein philosophische Spekulationen, selbst spinozistische Kontemplationen sub specie aeterni Herr zu werden der Hamletschen

Praktische Fragen des modernen Christentums

Fünf Vorträge von Priv.-Doz. D. Förster-Frankfurt a. M. • Pfarrer Jatho-Köln • Prof. Dr. Arnold Meyer-Zürich • Privatdozent Lic. Niebergall-Heidelberg • Pfarrer Lic. Traub-Dortmund. Herausgegeben von Professor Dr. H. Geffken-Köln. 8. 142 S. Brosch. M. 1.80, in Originalleinenband M. 2.20.

Dies Buch will allen denen Anregungen und Hilfe bieten, welche eine Weltanschauung gewinnen oder sich festigen möchten, die von unbefangenem Wahrheitssinn getragen, Glauben und Wissen zu versöhnen sucht und sich daher gleichzeitig echt christlich und echt modern nennen darf. Da die Verfasser sich jeweils besonders eingehend mit der religiösen Erziehung unserer Jugend befassen, und hier aus ihrer reichen, praktischen Erfahrung heraus beherzigenswerte Ratschläge erteilen, wird dies Büchlein allen Eltern und Lehrern eine willkommene Einführung in diese zurzeit so im Vordergrunde des Interesses stehenden Fragen sein.

„Sämtliche Vorträge sind hervorragende Zeugnisse der kritisch klärenden und zugleich positiv bauenden Pionierarbeit moderner Theologen."
Bithorn. („Die christliche Welt". Nr. 25. 1907.)

„Jeder Lehrer und jeder Geistliche müßte die Vorträge lesen und immer wieder lesen. Mögen diese Heroldsrufe die Verbreitung finden, die sie verdienen."
Pfeifer, Leipz. Lehrerzeitung. 14. Jg. Nr. 43.

Aus dem Inhalt: Was halten wir von der Taufe (Traub) — Welche Bedeutung hat für uns das Abendmahl (Jatho) — Wie erziehen wir unsere Jugend zu wahrer Frömmigkeit (Arnold Meyer) — Konfirmationsnöte (Niebergall) — Was sind uns die kirchlichen Bekenntnisse (Förster).

Die bildende Kunst der Gegenwart

von Josef Strzygowski, ord. Prof. a. d. Universität Graz. 300 Seiten mit 68 Abbildungen. In Büttenumschlag. Geh. M. 4.—. In Originalleinenband M. 4.80.

Alles was uns während der letzten Jahre so lebhaft beschäftigt hat, ohne daß darüber Klarheit zu erlangen gewesen wäre: der „Fall Böcklin", der Impressionismus, der Wiener Sezessionstil und die Kunsterziehungsfrage, der Kaiser und die Kunst, Hodlers Malereien und Minnes Plastiken; dies alles wird hier in anregender Weise besprochen und von einem festen Standpunkt aus beleuchtet.
Geheimrat W. v. Seidlitz (Deutsche Rundschau, Heft 12. 33. Jahrg. 1907).

Es ist das Frischeste und Lebendigste, auch das Persönlichste, was in neuerer Zeit über moderne Kunst geschrieben worden ist, voll Eifers für das Echte in Architektur, Denkmalkunst, Graphik, Plastik und Malerei, voll Angriffslust auch dabei, in seinem Vorgehen mit Beispielen und Gegenbeispielen von einer Anschaulichkeit ohne Gleichen.
(B. National-Zeitung, No. 22. 1907).

„... Nach so vielen Dithyramben und Pamphleten ist es wahrhaft erfrischend, ein Buch über die moderne Kunst zu lesen, das wesentlich vom Standpunkte des Historikers aus geschrieben ist. Strzygowski kennt und liebt diese Kunst, er glaubt unerschütterlich an ihre Zukunft, und er bewundert aufrichtig die Energie und Selbstverleugnung, mit der sie ihren Zielen nachstrebt. Aber er hat auch einen scharfen Blick für das viele Ungesunde und Verkehrte, das überall im modernen Schaffen hervortritt. ..."
Prof. Semrau in Breslau.

„In seiner temperamentvollen, rasch und fest zupackenden Art hat Strzygowski eine Reihe von Erscheinungen herausgegriffen, an denen er charakteristische Züge der modernen Kunstbestrebungen klarlegen zu können glaubt. ... Es geht ein frischer, stark persönlicher Zug durch das Buch, eine sympathische, begeisterungsfähige Wärme, trotzdem der Verfasser über die gegenwärtigen Kunstzustände keineswegs optimistisch denkt."
Prof. Dr. Richard Streiter (Beilage der Allgemeinen Zeitung No. 126. 1907).

Die babylonische Geisteskultur in ihren Beziehungen zur Kulturentwicklung der Menschheit.

Von Prof. Dr. H. Winckler. 8. 156 S. Geh. 1 M., geb. 1.25 M.

Wir sehen, wie die babylonische Kultur im Mittelpunkte orientalischer Kulturentwicklung nach allen Seiten ausstrahlte und zur Bildung einer einheitlichen Weltanschauung und Wissenschaft beigetragen hat. Astronomie, Maße und Gewichte, Zeitrechnung, Mythologie und Mythus, Kult der Götter usw. werden geschildert und die Entwicklung der bibl. Religion in ihren Beziehungen zum Kulturleben des Orients dargelegt.

David und sein Zeitalter

Von Prof. Dr. B. Baentsch. 8. 176 S. Geh. 1 M. In Originalleinenband 1.25 M.

Der Verfasser stellt seinen Helden mitten hinein in die großen weltgeschichtlichen Zusammenhänge des alten Orients und legt die Bedingungen klar, die das Aufkommen des Davidschen Königtums ermöglichten. Davids Leben und Wirken aber tritt uns um so deutlicher in seiner ganzen religiösen und politischen, weit über seine Zeit hinausragenden Bedeutung entgegen.

Die Poesie des alten Testaments

Von Prof. Dr. E. König. 8. 164 S. Geh. 1 M. In Originalleinenband 1.25 M.

Unter vergleichender Heranziehung der arabischen und babylonischen Literatur wird hier die althebräische Dichtung nach Form und Inhalt an Hand zahlreicher Proben eingehend untersucht, psychologisch und ästhetisch analysiert und nach den Gesichtspunkten der allgemeinen Poetik dargestellt.

Christus

Von Prof. Dr. O. Holtzmann. 8. 152 S. Geh. 1 M. In Originalleinenband 1.25 M.

„Mit einer wunderbaren Ruhe, Klarheit und Überzeugungskraft faßt H. die Stücke zu einem abgerundeten, einheitlichen Bilde zusammen, die für die Jesusforschung bedeutsam waren und als ihr Reinertrag bezeichnet werden können."

K. Koch. (L. Bl. z. Pd. Ztg. 07.)

Aus dem Inhalt: Das Christentum in der Geschichte. — Volk und Heimat Jesu. — Quellen des Lebens Jesu. — Glaubwürdigkeit der drei ersten Evangelisten. — Geschichte Jesu. — Das Evangelium Jesu. — Der Sünderheiland. — Die Glaubenstatsachen des Lebens Jesu. — Erlöser, Versöhner, Messias.

Volksleben im Lande der Bibel

Von Prof. Dr. M. Löhr. 8. 138 S. mit zahlr. Abb. Geh. 1 M. Geb. 1.25 M.

„. . . Verfasser gibt auf Grund eigener Reisen und genauer Kenntnis der Literatur eine Charakteristik von Land und Leuten, schildert das häusliche Leben, die Stellung und das Leben des Weibes, das Landleben, das Geschäftsleben, das geistige Leben, und schließt mit einem Gang durch Jerusalem. Wer die Eigenart und Bedeutung des heiligen Landes kennen lernen will, wird gern zu diesem empfehlenswerten, flott geschriebenen Büchlein greifen."

(Ev. Gemeindebote. 5. Jg.)

Mohammed und die Seinen

Von Professor Dr. H. Reckendorf. 8. 158 S. Geh. 1 M. In Originalleinenbd. 1.25 M.

„R. gibt uns einen klaren Einblick in die Verhältnisse, unter denen sich die Begründung des Islam vollzog, läßt Mohammeds schicksalsreiches Leben an uns vorüberziehen, zeigt uns sein Wirken als Religionsstifter, Heerführer und Staatsmann und erschließt uns so das Verständnis für diese psychologisch merkwürdige Persönlichkeit."

(Schulbl. f. Hessen. 1907. Nr. 13.)

Wissenschaft und Bildung

Die Weltanschauungen der Gegenwart

Von Prof. Dr. C. Wenzig. 8. 158 S. Geh. 1 M. In Originalleinenband 1.25 M.

Verfasser untersucht die Gegensätze der Erkenntnisrichtungen, weist sie als gleichberechtigte, sich ergänzende Methoden nach und gibt vom Standpunkte der modernen Auffassung eine Einführung in die philosophischen Probleme.

Aus dem Inhalt: Der Gedanke des Weltprinzips. — Die evolutionistische Theorie. — Ihre Überwindung. — Der Begriffsrealismus. — Der mathematische Realismus. — Die naturwissenschaftlichen Formen des Materialismus. — Der Psychologismus. — Ergebnisse.

Einführung in die Ästhetik der Gegenwart

Von Prof. Dr. E. Meumann. 8. 154 S. Geh. 1 M., geb. 1.25 M.

Nach einer kurzen Einleitung in die Geschichte der Ästhetik entwickelt M. die verschiedenen in der Gegenwart vorherrschenden Gegensätze und Richtungen. Die Ansichten ihrer namhaftesten modernen Vertreter werden dargestellt und kritisch gewürdigt unter Ausscheidung der wertvollen und bleibenden Ansichten, die zur Lösung der schwebenden ästhetischen Fragen die Grundlage bilden.

Rousseau

Von Prof. L. Geiger. 8. 160 Seiten mit einem Porträt. Geh. 1 M. In Originalleinenband 1.25 M.

Wir verfolgen die wechselvollen Schicksale seines Lebens, überblicken im Zusammenhang sein Verhältnis zu den Frauen, zum Theater, zur Literatur, zur Musik 2c. und lernen die wichtigsten seiner Werke eingehend in ihrer weltgeschichtlichen Bedeutung kennen, so „Die Bekenntnisse", „Die Discours", „Die neue Heloise", den „Emil", den „Gesellschaftsvertrag" sowie seine späteren Schriften.

Beethoven

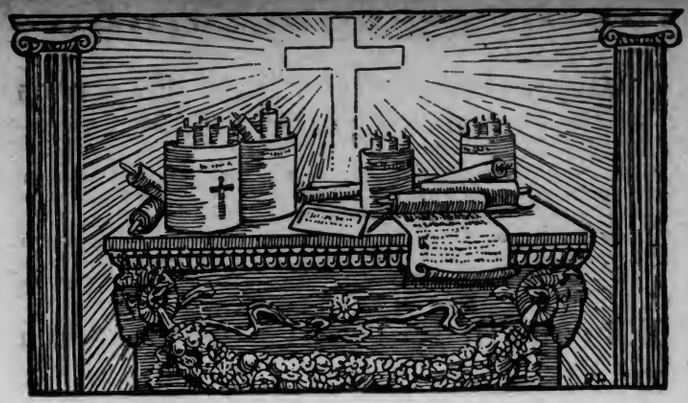
Von Prof. Dr. Herm. Freiherr von der Pfordten 8. 151 S. Mit einem Porträt des Künstlers von Prof. Stuck. Geh. 1 M. In Originalleinenband 1.25 M.

Ein Wegweiser zu Beethovens künstlerischer und menschlicher Größe möchte dieses kleine Werk sein. Es ist von einem geschrieben, dem es ernst ist mit der Kunst und der es verstanden, Beethovens titanische Größe zu ahnen. Deshalb sollte jeder zu dem Buche greifen, der von demselben Streben erfüllt ist. Er findet hier nicht nur eine Charakteristik dieser gewaltigen Persönlichkeit, sowie eine kurze Erzählung seines Lebens, sondern vor allem eine Einführung in seine Werke. Die Sonaten und die Kammermusik, die Symphonien, insbesondere die neunte, der Fidelio, die Missa Solemnis sowie die letzten Werke des Meisters finden eine eingehende Würdigung und Erklärung. Überall werden uns die Wege gewiesen, um in die Tiefe Beethoven'scher Musik einzudringen und den Menschen und Künstler in seinem innersten Wesen zu erfassen.

Heinrich von Kleist

Von Prof. Dr. H. Roetteken 8. 152 Seiten. Mit einem Porträt des Dichters. Geh. 1 M. Geb. 1.25 M.

Unter Verwertung der neuesten Forschungen gibt dies Buch eine kurze Biographie, besonders aber eine feinsinnige ästhetische und psychologische Analyse seiner Werke. Stets bildet Kleists Schaffen den Ausgangspunkt der Darstellung und in ihm sehen wir seine Lebensschicksale sich spiegeln. Als psychologisches Erlebnis tritt uns so seine Dichtung erst recht nahe und wir gewinnen ein anschauliches Bild des Menschen und Dichters.



Bei .....

Buchhandlung in .....

bestelle ich hiermit aus dem Verlage von

Quelle & Meyer in **Leipzig** (zur Ansicht)

..... **Unsere religiösen Erzieher**

Eine Geschichte des Christentums in Lebensbildern. Herausgegeben von Prof. Lic. B. Beß, unter Mitwirkung von: O. Baumgarten, A. Baur, R. Buddensieg, C. Clemen, O. Clemen, S. M. Deutsch, A. Dorner, P. Grünberg, W. Hermann, O. Kirn, Th. Kolde, J. Meinhold, A. Meyer, E. Preuschen, K. Sell, K. Wenck. Geheftet je M. 3.80

..... — In Original (Geschenk)-Band je M. 4.40.

Ferner.....

.....

.....

Ort und Datum: Name:

.....

Druck von Oscar Brandstetter in Leipzig.

COLUMBIA UNIVERSITY
0032146671